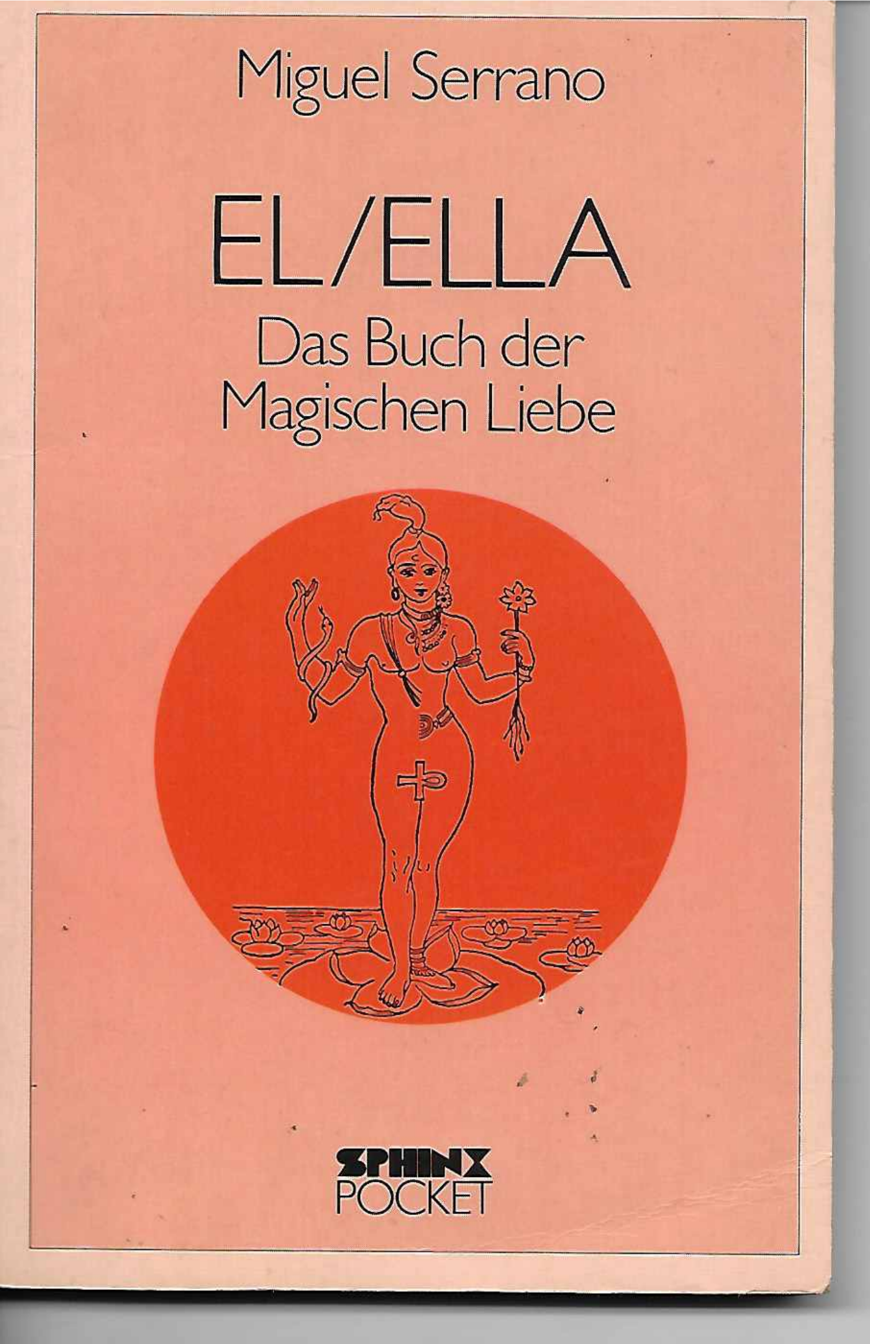
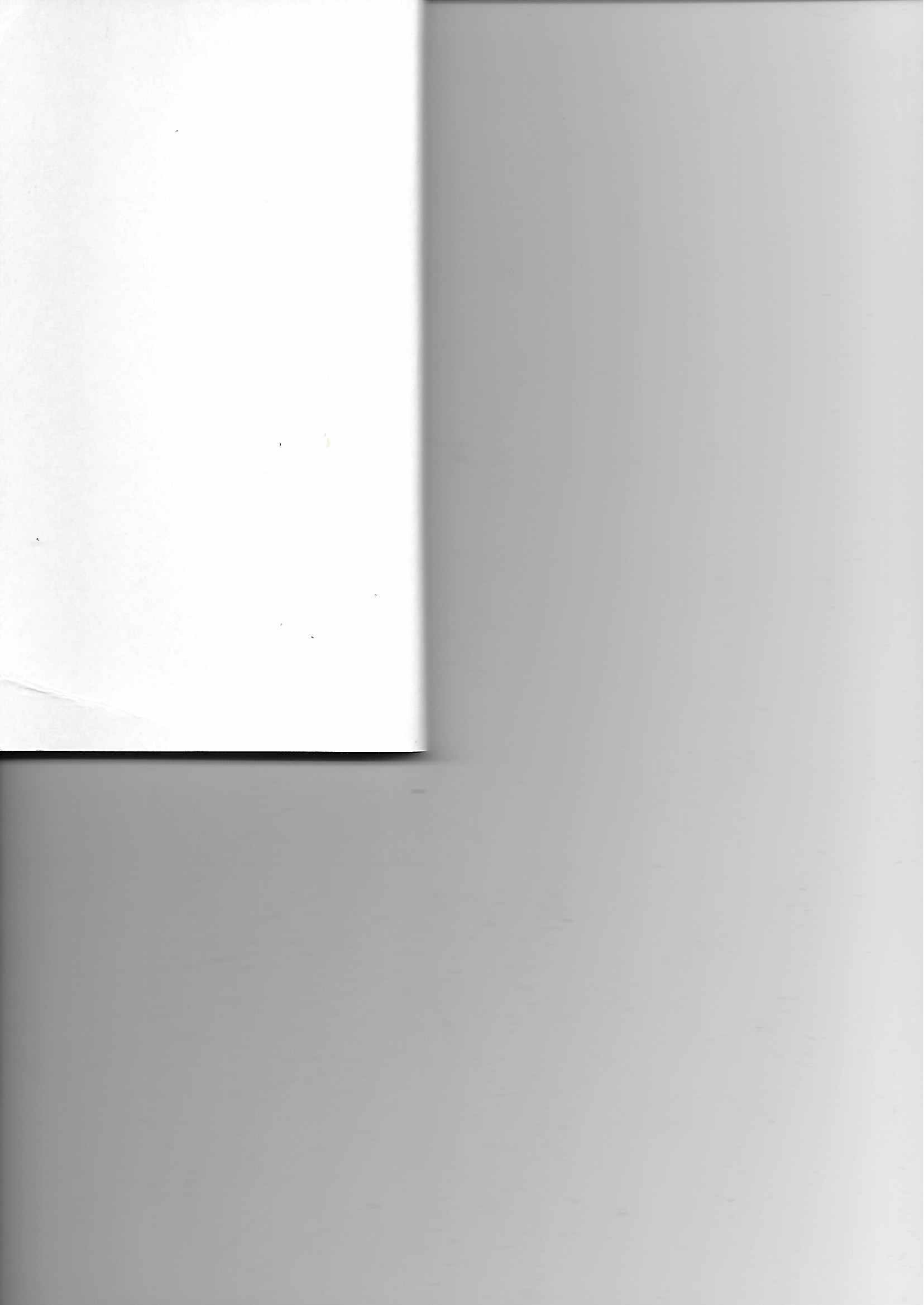

Miguel Serrano
EL/ELLA
Das Buch der
Magischen Liebe
SPHINX
POCKET



MIGUEL SERRANO

EL-ELLA

SPHINX POCKET 11



AUS DEM SPANISCHEN
VON JAN ERIK SIGDELL

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Serrano, Miguel:
El-ella: d. Buch d. mag. Liebe/Miguel Serrano.
[Aus d. Span. von Jan Erik Sigdell].
Basel: Sphinx-Verlag, 1982.
(Sphinx pocket: 11)
Einheitssacht.: El-ella ‹dt.›
ISBN 3-85914-311-5
NE: GT

1982

Originaltitel: Elella. Libro del Amor Magico.
Umschlaggestaltung: Thomas Bertschi
Produktion: Charles Huguenin
Gesamtherstellung: Zobrist & Hof AG, Pratteln
Printed in Switzerland
ISBN 3-85914-311-5

I

Die Himalayas



«Meister, ich hatte eine Erinnerung aus der Zukunft. Ich sah mich in einem Krieg, in einem Land, das nicht unserer Zeit angehört, unbekannte Waffen und Kleider tragend.»

«Es wird nicht besser sein als heute», antwortete der Meister. «Wir gehen abwärts in der Zeit.»

«Ich habe diese Erinnerung behalten und kam zum Walde von Bundelkhand, wo du lebst, damit du mich in der Ausübung der tantrischen Lehre des Kaula einweihst, der Lehre, als deren Meister aller Meister du giltst, weshalb man dich Matsyendranatha nennt.»

Der Guru, der nackt war und dessen Körper mit blauer Asche bedeckt war, schloss die Augen und verharrte so während einer langen Zeit. Sein rechter Arm ruhte auf einer kurzen Holzstütze, wie er an diesem Morgen im Lotossitz im Schatten eines gewundenen Feigenbaums ruhte. Schliesslich öffnete er die Augen, als käme er von einer langen Reise zurück und schaute tief in die Augen des Jünglings, der vergeblich versuchte, diesem Blick standzuhalten. Es war ihm, als würde sein Inneres durchschaut, zurück bis in seine Kindheit. Er senkte die Augen voller Ehrfurcht und Scheu.

«Du sprichst von einer Erinnerung aus der Zukunft und denkst dabei sicher an die Seelenwanderung. Jedoch musst du wissen, dass auch in den ältesten Schriften nichts von der Wiederverkörperung geschrieben steht. Es war so: Sie stammt von dieser Erde und ihren vergessenen Völkern, und hat mit den verschiedenen Toden zu tun, die dem des Körpers folgen, so wie die Schlange ihre Haut abstreift ... Sag mir, was du in deinem Traum sahst.»

«Ich sah mich in einem Krieg in einem fernen Land. Ich trug ein Schwert.»

«Das Schwert bedeutet Wissen. Jedoch musst du mir, ehe ich dich als Jünger annehmen und in die Ausübung des Kaula einweihen kann, etwas Muttermilch bringen. Wir müssen ganz von vorne anfangen, bei der Kindheit ...»

Wo sollte er Muttermilch finden? Er ging, um Ganesha darum zu bitten, den Gott des Erfolgs, bei der Pforte des Tempels. Er verneigte sich vor der Statue des Elefantengottes und bat ihn um Hilfe, auf dass der Meister ihn einweihe. Als er aus seiner Versenkung herauskam, sah er zu seiner Seite eine Priesterin des Tempels, die gekommen war, um Blumen zu Füssen des Gottes niederzulegen. Sie war wunderschön und von einem Geruch lieblicher Duftstoffe umgeben. Ihr schwarzes Haar wurde von einer Kette gewundener Jasminblüten zusammengehalten.

«Geh nicht fort», sagte er, «ich muss dich um etwas bitten.»

Ihre dunklen Augen beobachteten ihn.

«Ich brauche Muttermilch.»

«Ich bin Jungfrau», entgegnete sie, «aber ich will versuchen, dir zu helfen. Gib mir deine Schale.»

Der Jüngling gab ihr die Schale, die Augen gesenkt.

Auf der Hand der Priesterin, zwischen zwei ihrer Finger, war ein weisser Fleck. «Aussatz», dachte der Jüngling.

«Du musst mir helfen», sagte sie.

Die zitternde Hand des Jünglings wusste nicht wie. Sie führte sie. Dann hob sie ihm ihre entblösste Brust entgegen.

«Diese Milch gibt er dir», sagte sie.

So konnte er die Milch der Braut Ganeshas abdrücken.

Der Jüngling fiel vor der Priesterin auf die Knie, doch sagte sie ihm, er solle aufstehen. Dann legte sie ihre Hände zusammen und sprach:

«OM!»

Der Jüngling ging dankbar und ein wenig traurig fort. Er lief über weite, abgestufte Vorhöfe, mit Nischen und Pforten und hörte die Geräusche von Meisseln und sah Bauleute und Steinmetzen, die Steine für den Tempel formten. Granit und Marmor hallten unter ihren Schlägen wider und stiegen als feiner Staub auf. Wie Fäden oder Fasern floss er durch die dichte Luft, wo er schweben blieb oder sich zerstreute. Unter einer Marmorpforte sass ein blinder Bildhauer, der einen Steinblock zwischen den Hän-

den hielt. Er spürte den Jüngling vorbeigehen, der voller Dankbarkeit die Schale vor sich hintrug und, als ob er ihn sehen würde, folgte er ihm mit seinem Gesicht, wie er in Richtung des Waldes von Bundelkhand davonging.

Der Meister hob die Schale an seine Lippen und trank, die Augen in Sammlung geschlossen. Doch trank er sie nicht ganz leer.

«Du musst auch trinken», sagte er. «Was noch da ist, gehört dir.»

Der Jüngling trank die Milch andächtig. Sie schmeckte nach Jasmin. Er konnte nicht anders, als an die Priesterin denken, und er fühlte, wie etwas von ihr nun Teil von ihm geworden war. Auch der Meister hatte getrunken. Nun bestand also ein Band, dass sie alle drei vereinigte. Sicher konnte er nun eingeweiht werden.

«Nein», sagte der Meister, «etwas fehlt dir noch. Ich muss dein Yantra kennen.»

«Meister, wer kann mein Yantra zeichnen?»

«Geh und suche Sudhir Ranjau Bhaduri auf und sag ihm, er soll mir dein inneres Wesen offenbaren.»

«Ich habe diesen Namen schon gehört. Er kommt mir ebenfalls wie eine Erinnerung aus der Zukunft vor.» Und der Jüngling machte sich auf den Weg zu Sudhir Ranjau Badhuri, mit der Ahnung, die Ereignisse würden sich wiederholen, dass er diesen Mann bereits einmal besucht habe, um ihn nach etwas Ähnlichem zu fragen, doch in einer anderen Zeit, nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Sudhir Ranjau Bhaduri sass in seiner Hütte, wo ihm ein junger Knabe Pinsel reichte, die er in einer Messingschale reinigte.

«Ich sollte es nicht tun», sagte der alte Mann. «Ich sollte dir lieber dein Horoskop erstellen. Das Yantra ist dein inneres Portrait, ein feinstoffliches Bild, auf dem deine äussere Erscheinung beruht. Ich muss deine inneren Schwingungen finden und ihnen die Farben geben, die ihnen entsprechen. Sie sind die Musikinstrumente der See-

le, die, welche dein Meister Chakras, Lotosblüten, nennt. Es bleibt aber nicht so, wie ich es zeichne, wenn er alles ändern will. Die Einweihung besteht in der Wandlung des Yantra. Solange du dein Yantra nicht änderst, wirst du die Unsterblichkeit nicht erlangen. Ich werde dein Zeuge sein, wenn nicht heute, dann vielleicht in dreihundert Jahren ...»

Das Yantra war schön, doch in blassen und etwas unscharfen Farben gemalt. Man konnte verstehen, dass die davon ausgehende Musik zart und fesselnd sein müsse.

Der Meister schien diese Musik auch zu hören, denn es trat ihm ein sonderbarer Ausdruck in die Augen, als er sich in das Yantra vertiefte, als würde er in einer Schrift lesen, die nur er verstehen könne.

«Wer erschuf die Welt? Niemand weiss es. Nicht einmal Brahma hoch oben im Himmel weiss es. Es geschah etwas Unbekanntes und die Welt wurde geboren. Wer hat wohl die Ruhe des Nichts gestört, den Frieden der Götter? Vielleicht war sie es, die Gemahlin, das Ewig Weibliche, der weibliche Brahma?»

«Meister, wer hat dann die Welt erschaffen, wer hat uns in dieses leidvolle Dasein hineingesetzt?»

«Man sagt, dass sogar Brahma selbst es nicht zu wissen scheint. Eine zweifache Kraft hat eingegriffen. In längst vergangenen Zeiten hat es allerdings einige Wesen gegeben, die davon wussten. Ihnen gelang es, den Rand des Kreises zu erreichen und so das schicksalhafte Spiel der Gesetze anzuhalten. Sie zerstörten diese Welt und schufen eine andere mit Hilfe eines geheimen Wissens, wodurch sie dies zweideutige Gesetz zu durchdringen vermochten. Sie erstrebten keine endgültige Vereinigung in höchster Seligkeit, sondern die endgültige Trennung, die letzte Einsamkeit. Diese Wesen waren die Siddhas. Sie wohnten in zwei Städten des Himalayas, Agarthi und Shambhala. Um dorthin zu gelangen, muss man diesen Weg zurückverfolgen, bis zum Ursprung der Zeit.»

«Und diese Siddhas, Meister, wer waren sie?»

«Brahma weiss nicht, wer die Welt erschuf, doch seine Gemahlin scheint es zu wissen. So auch die Siddhas. Es ist ihnen gelungen, das Geheimnis, welches im Geschlecht der Frau verborgen liegt, zu ergründen, von dem selbst Brahma nichts weiss.»

Der Meister fuhr fort:

«Dieses Wissen ist uns von der Schlange überliefert worden, die auf dem Meeresgrund überlebte, als die Welt der Gottmenschen zerstört wurde, in der die Frau nicht aussen sondern innen war, und wo Mann und Weib eins waren, und sie nichts unternahm, ohne dass er darum wusste. Dann tat sie aber doch etwas, von dem er nichts wusste. Und die Fluten zerstörten den Erdteil, in dem der König oberster Priester war und unter einem Baum meditierend, von Tieren umgeben, den Gang der Gestirne lenkte, die es ebensowenig ausserhalb seiner selbst gab. Ehe du nicht mit der Frau eins wirst und die Tiere in dir aufnimmst und nicht von der Schlange unterrichtet wirst und deine Wurzeln nicht mit denen des Baums verwachsen lässt, wirst du kein Priesterkönig sein.»

Nachdem er dies gesprochen hatte, befand es der Meister für nötig, aufzustehen. Er tat dies unter grössten Schwierigkeiten, denn seine Wurzeln waren mit denen des Feigenbaums verwachsen, unter dem er während langen Jahren in der Lotosstellung gesessen hatte. Wahrlich, wenige verstehen das Opfer, das ein Meister sich auferlegt, wenn er einen Schüler aufnimmt.

In der Morgendämmerung liess die Sonne ihre sanften Schwingungen durch den Wald fluten, und ihre Ausläufer tasteten sich bis an die Tempeldächer heran. In seinem geräuschlosen Lauf erwartete auch der Fluss den Tag. Der Meister führte seinen Jünger zu den königlichen Stallungen. Als sie ihn kommen sahen, warfen die Stallknechte sich ihm zu Füssen. Dann rannten sie fort, denn niemand hatte je die körperliche Erscheinung Matsyendranathas erblickt.

Eine schwarze Stute mit glänzendem Fell und einem weissen Stern auf der Stirn stand an diesem Morgen dort. Ein kräftiger Hengst trat in das Gehege. Vom gleichen Gedanken beseelt beobachteten Meister und Schüler, was nun geschah. Zärtlich biss der Hengst in die feinen Beine und Lenden der Stute. Dann zog er sich zurück und wieherte mächtig. Er schien die ganze Welt in sich zu tragen. Der Jünger schaute den Meister fragend an.

Das Spiel ging eine Weile so weiter; der Hengst war wie eine blitzesschwangere Monsunwolke. Schliesslich stürzte sich der Hengst nach vorne, als falle der Himmel auf die Erde. Und das Drama vollzog sich. Der Blitz zerriss die Wolke. Der Hengst lag längs des Rückens der Stute und zeigte seine grossen, gelben Zähne – die Stute senkte nur die Ohren zu beiden Seiten ihrer sterngefleckten Stirn.

«Hast du es verstanden?» fragte der Meister.

Der Jünger war zu verwirrt um zu antworten.

Am Mittag, unter dem Schatten des Feigenbaums, erklärte der Meister: «Das muss alles geändert werden. Der Hengst muss zur Stute, der Mann zur Frau werden ... Weisst du noch, wie die Stute ihre Überlegenheit heimlich genoss, noch ehe etwas geschah? Sie war diejenige, die siegreich aus diesem Ereignis hervorging. Irgendetwas geschah, irgendwann, irgendwo. Alles wurde anders. Die Frau entsprang dem Manne. Stute und Hengst nahmen äussere Formen an. Eine fing an, den anderen zu verschlingen. Auch bei dem, was wir heute gesehen haben, gab es einen Opferer und ein Opfer. Jemand empfängt und bereichert sich, und jemand gibt und verliert. Hierin liegt der Tod eines Gottes, eines Schicksals. Man hat darin das wahre Böse gesehen und deshalb den Weg der Enthaltsamkeit gepredigt. In Wirklichkeit fürchtete man, in die Falle zu gehen und verschlungen zu werden. Im Spiel der blinden Gesetze spielt der Mann eine Nebenrolle. Die Spinne verschlingt das Männchen, das sie befruchtete, die Bienen bringen die Drohnen um, die furchterregende Urmutter

trägt das männliche Fortpflanzungsorgan an ihren Hals gebunden. Alles Weibliche verschlingt, jede Stute, Mutter, Göttin oder Frau. Auf die eine oder andere Art wird der Mann verzehrt. Doch liegt die Lösung nicht in der Flucht, in braver Keuschheit und Entsagung. Du hast sehen können, welche gewaltigen Kräfte der Hengst besass, bevor sie von der Stute aufgesaugt wurden. Diese Kräfte können jedoch bewahrt und umgelenkt werden, wenn man den Vorgang ändert, um zur ursprünglichen Ordnung zurückzukehren, wo sich das Weibliche aktiv und das Männliche passiv verhält. Es war nicht das männliche Urwesen, das die Welt erschuf, sondern das weibliche. Indem du die Frau in die Mitte des Geschehens stellst und dich selbst untätig verhältst, bestätigst du die Männlichkeit des Weltalls und erlösest nicht nur dich selbst, sondern auch die Frau. Da hast du den Ausweg. Die Frau erhält ihre Geheimnisse wieder und hüllt sich in ihr wahres Wesen unbegrenzter Tätigkeit. Um dies zu erreichen, musst du die Frau auf neue Weise lieben, statt ihrer zu entsagen. Unbeweglich erlösest du sie in dir, nimmst du sie in dir auf. Nur diejenigen, welche die Frau derart lieben können, dass sie sie äusserlich töten um ihre innere Wiedergeburt zu ermöglichen, werden die unsterbliche Stadt Agarthi finden.»

«Ich verstehe», sagte der Jüngling, «den genauen Moment der Tragödie.»

«Ja. Wenn der Hengst den Samen ausstösst. Dadurch verarmt er. Die Rolle des Mannes scheint dort aufzuhören, wo die der Frau erst beginnt. Aber Same ist auch Soma und sollte dieser Gabe wegen aufbewahrt werden. Er sollte nicht aus- sondern hineingestossen werden. Nach aussen führt er zum Spiel der Mütter. Nach innen begegnet er der Göttin und zeugt mit ihr des Mannes Sohn. Nach aussen ist es die Mutter, die gebärt, nach innen wird er selbst befruchtet und bringt die Ewigkeit hervor. Solange der Samen wie ein Fluss sich nach aussen ergiesst, wird das Spiel der trügerischen Erscheinungen fortgesetzt. Du hast an den Mauern jener Stadt Khajuraho gesehen, dass keine Kinder

abgebildet sind. Die Söhne des Fleisches und des Lebens haben sie aus der Lehre der Liebe ohne Liebe verwiesen, die dort gelehrt wird, und nach welcher sich der Samen nach innen ergiesst und den Sohn des Todes ins Leben ruft.»

Der blinde Bildhauer klopfte mit seinem Meissel auf den Stein, als wolle er ihn streicheln oder prüfen. Dann hielt er inne, um dem Echo des Klanges in sich selbst zu lauschen.

In demselben Augenblick erschien die Priesterin des Tempels mit beschwingten Schritten und ging, um Ganesha, dem Elefantengott, Blumen zu Füssen zu legen.

Unter dem Feigenbaum fuhr der Meister fort:

«Der Samen ist der sichtbare Aspekt der grossen Kraft, an der auch du teilhast. Er ist Stoff gewordenes OM. Er ist der Klang und die Bewegung der Sonne in deinem Blut. Er ist auch das Wort, worüber du verfügst um mit den Göttern zu verkehren. Du musst ihn aufbewahren, wenn du in Agarthi eintreten und das Ewige Leben finden willst.»

«Meister, ich habe auf den Tempelmauern gesehen, wie Shiva und Parvati sich lieben. Wie hält man den Samen zurück?»

«Das musst du selbst herausfinden. Für den Weltlichen scheint alles gleich, doch ist es anders. Die Wahrheit liegt im Gefühl, so ist die Schöpfung. Du musst einen natürlichen Vorgang in eine heilige Handlung verwandeln und etwas Übernatürliches daraus machen. Im üblichen Geschlechtsleben gibt es keine Magier oder Siddhas; es setzt nur das gewöhnliche Dasein fort. Jedoch liegt der Weg nicht in der Keuschheit. Die Arbeit muss im Beisein einer Frau durchgeführt werden. So werdet ihr beide gerettet. Ist sie nicht bei dir, bleibt in dir etwas unerfüllt, und dir verlangt nach ihrer Gegenwart. Dann wirst du nichts erreicht haben und ein weiteres Mal unbefriedigt wiedergeboren werden. So machst du es bloss den Enthaltsamen und Keuschen nach, die sich fortwährend nach der Frau sehnen. Die wahre Keuschheit liegt nicht am Anfang des

Weges sondern an dessen Ende. Sie ist keine Methode sondern ein Ergebnis. Im Augenblick der höchsten Verzückung verharrt Shiva unbeweglich, er stösst den Samen nicht aus; Parvati ist die Tätige. Wenn die Frau nicht empfängt, dann gibt sie. Aus ihrer Haut gibt sie Stoffe ab, eine geballte Energie, die dich sättigt und in dein Blut und dein Herz eindringt. Es begegnen sich viele kleine, unsichtbare Körper, die sich gegenseitig öffnen und sich verbinden. Eine unsichtbare Menge. So wird die Saat vernichtet; das Samenkorn verschliesst sich, in sich selbst erfüllt. Du kehrst nicht wieder, es gibt keine Wandlung mehr, denn du bist in die Stadt der Siddhas eingetreten. In diesem Geschehen liegt die wahre Geschlechtlichkeit. Sie zeugt nicht Kinder des Fleisches sondern ist Sehnsucht nach dem Ursprung, Rückkehr zum Heim der Urväter. Die Geschlechtlichkeit ist Magie, ist Ritual, und der Wille der Ewigkeit. Sie ist fürwahr das Heimweh der Götter. Gibst du dich ihr hin, erreichst du eine andere Wirklichkeit. Das gewöhnliche Leben und das eines Magiers gehen in einander entgegengesetzte Richtungen.»

Der Meister lud darauf den Jünger zu einem Besuch des Tempels ein. Jedoch verliess er den Schatten des Baumes nicht.

«Der Tempel bist du», sagte er, «es ist dein eigener Körper. Eines Tages durchstreifte auch ich die Welt und besuchte ihre Heiligtümer, vom Berg Kailas im Himalaya bis zum Kap Comorin im fernen Süden. Es gibt überall Tempel, und dort spendete ich meine Opfergaben. Ich badete in den heiligen Flüssen und suchte die Stadt der Unsterblichkeit ausserhalb meiner selbst, um schliesslich zu verstehen, dass alles Äussere nichts als eine trübe Spiegelung meines eigenen inneren Wesens ist. Den wahren Kailas findet man in sich selbst, wie auch den fernen Süden und die Stadt Agarthi. Sogar der Himmel hat die Gestalt deines Körpers, und die Sterne reflektieren lediglich die Lichtzentren, die du in dir selbst trägst. Deshalb findet

jegliche kosmische Reise in Wirklichkeit im Innern statt. Diejenigen, die aussen suchen, sind die, welche sterben werden. Sie begegnen blossen Erscheinungen der Gestirne und finden dort nichts als Leere. Die Erde ist nichts weiteres als ein Punkt deines grossen kosmischen Körpers, und gleichwohl bist du ein Punkt auf der Erde. Du bist ein Tempel mit einer einzigen Säule, doch mehreren Pforten. Du musst den Eingang zu deinem eigenen Irrgarten finden, und ihn dann verschliessen. Dort, in der Mitte, hoch oben, befinden sich der Kailas und die Stadt Agarthi. Jetzt scheint es noch so, als wäre sie in den Tiefen des Meeres versunken. Du musst zuerst zum Grund hinuntersteigen und die Schlüssel zwischen den zerfallenen Ruinen eines alten Weltteils finden. Und weisst du, was dies für eine versunkene Welt ist? Er ist das alte Gehirn der Gottmenschen, das auch noch in dir ist, doch ist es von einer neuen Rinde, einem neuen Land verschüttet worden. Mit dem Verschwinden des Alten, einer alten Sonne, verloren sich die Gottmenschen in Bergen und Gewässern in Erwartung ihrer Auferstehung. All das, was mit Hilfe der Gottmenschen erschaffen wurde, entzieht sich heute deinem Willen; die Richtung des Laufes der Gestirne, die selbsttätigen Vorgänge deines Körpers werden in Wirklichkeit von diesen versunkenen und eigensinnigen Gottmenschen gelenkt, die stets hoffen, dass die Sonne, die uns heute beleuchtet, eines Tages erlöschen wird.

Der Weg, den ich dich lehre, führt in die Tiefen des Wassers auf die Suche nach dem verlorenen Land der Götter, den Samenträgern, den göttlichen Instinkten. Er führt von einer neuen Sonne zu einer anderen, alten, die versank, um einen sagenumwobenen Kontinent über Wasser halten zu können. Der Weg begegnet anderen Wegen und Brücken, die ihn mit der Gegenwart verbinden, um so von den alten Priestern, den Führern, die Leitung der Arbeit im Tempel zu übernehmen.»

Der Meister erzählte dann dem Jünger von Lotosblüten und Chakras.

«Es gibt sie», sagte er, «auch wenn es eigentlich unwirkliche Blumen sind. Sie sind vielmehr eine Möglichkeit, eine Tugend der Seele. Sie erschaffen dein ätherisches Doppel, deinen feinstofflichen Leib. Den musst du zuerst entdekken. Er ist wie ein Garten in der Dunkelheit. Um die Blüten zu sehen, musst du zuerst einmal Licht haben. Dieses Licht nennt sich Kundalini; wenn du es entzündest, entdeckst du die schmalen Verbindungen, die von Blüte zu Blüte führen. Kundalini ist auch die Biene, die an jeder Blüte saugt.

Alle diese Dinge, die es nicht gibt, sind wirklicher als das, was man sieht. Die Unsterblichkeit ist wie eine Blume, die noch keiner gesehen hat. Sie muss erst entdeckt werden, damit du unsterblich werden kannst. Blind musst du in der Nacht die Blumen deines Gartens züchten.»

Der Meister beschrieb dann die verschiedenen Chakras oder Lotosblüten im Menschen und nannte sie bei ihren alten Namen. Er sprach über ihre Farben und die Zahl der Blätter jeder einzelnen Blüte. Er fing bei der Blüte der Geschlechtlichkeit an, am untersten Ende der Wirbelsäule und dieser entlang zum Bauch, dem Herzen, der Kehle und der Stelle zwischen den Augenbrauen, bis er zur letzten kam, die sich mit tausend Blättern im Kopf öffnet und den Berg Kailas darstellt, wo Shiva Parvati begegnete. Dort gibt es einen diamantenen See, den man durchqueren muss; und zwar in einem Unterseegefährt ohne Lichter, das von einem blinden Matrosen gesteuert wird, oder auch auf dem Rücken der Feuerschlange. So kommt man zu einer Leere, die weder innen noch aussen ist. Die Hochzeit, die Vereinigung, findet in der Blüte mit den tausend Blättern statt. Zwischen den Augenbrauen gibt es noch eine Blüte mit zwei Blättern, wie die Flügel einer Taube. Wenn sie blüht, öffnet sich das dritte Auge und man sieht die Pforten der Stadt Agarthi.

«Es gibt noch weitere Blüten», fuhr der Meister fort. «Doch diese gehen meistens nicht auf; es sind verbotene Blüten. Sie befinden sich an deinen Füssen und Knien. Es

sind dies Zentren eines anderen Bewusstseins, Gedanken der Götterriesen der alten Sonne. Ein Kaula-Magier wird alle seine Blüten öffnen müssen, doch ohne lange in jeder einzelnen zu verweilen.

In der geisterhaften Landschaft deines Gartens steht ein Baum, um dessen Fuss sich die Schlange gewunden hat. Dieser Baum ist dein Himalaya.»

Stets in bildhafter Sprache und mit Gleichnissen der Beziehung zwischen aussen und innen, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, beschrieb der Meister die Kanäle, welche die verschiedenen Chakras miteinander verbinden. Er sagte, man nenne sie *nadi,* und dass sie wie Fasern der Seele seien, durch die die gewaltigen Kräfte der alten Gottmenschen strömten. «Kundalini ist wie ein Knoten, eine innere Kraft. Sie schläft. Sie ist die Schlafende. Du brauchst sie nur zu wecken, zu erfinden. Doch wird nichts erfunden, das es nicht bereits gibt. Kundalini ist die Möglichkeit jener Kraft, die die eine Welt zerstört, um eine andere zu erschaffen. Sie liegt zusammengerollt am Fusse des Baumes angekettet und bildet ein Knotenpunkt, von dem aus alle Wege ihren Anfang nehmen. Um diese geheimnisvolle Gegend der Schlafenden zu erreichen, muss man Wälder und Täler durchqueren. Bewaffnet mit einem Schwert, wirst du schlussendlich dorthin gelangen. Du wirst die Ketten sprengen, die Schlafende wecken, den Zugang zu dem dreifachen Pfad öffnen und ihn mit ihr in einem feurigen Wagen ersteigen. Vereint werdet ihr dann von Blüte zu Blüte gehen. Du warst bloss eine Hälfte – sie ist die andere. Weil sie nichts sieht, könnt ihr nur Hand in Hand den Gipfel erreichen, den Rand der grossen Leere. Doch obwohl ihr *vereint* seid, muss jeder von euch den Sprung alleine wagen.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich alles wiederholt, aber nur *scheinbar.* Die Herausforderung des Sprunges erzeugt in dir einen tiefen Zweifel. Auch führt diese Reise nicht geradeaus – sie ist vielmehr spiralförmig. Bei jeder neuen Blüte ermüdet der Gärtner und kehrt zur Wurzel des

Baumes zurück. Dort fällt er in den Schlaf, in seiner dunklen Höhle. Wenn er aufwacht, muss er den Aufstieg neu beginnen. Viele Male fällt er so zurück, doch nur um wieder aufzusteigen und sein eigenes Selbst weiter zu gestalten. In diesem Vorgang wird er zu seinem eigenen Sohn. Der Sohn des Mannes, von einem Vater gezeugt, der gleichzeitig sein eigener Sohn ist.

Dieser Sohn ist so zerbrechlich und zart, dass ihn ein Windstoss oder ein blosser Gedanke zerstören könnte. Das Kind eines Mannes, der von einer Frau im umgekehrten Vorgang geschwängert wurde. Denken ist diesem Kinde tödlich. Es ist aus reinem geistigen Stoff und unsichtbar, entstanden durch die reine Magie der Siddhas, aus dem Samenstrom, der nach innen fliesst.

Einige glauben, die Frau sei hierbei nicht nötig, dass die magische Vereinigung, *maithuna,* bloss ein innerer Vorgang sei und die Vorstellung der Frau, die zur eigenen Seele geworden ist, genüge. Aber die Seele des Mannes ist weiblich und die der Frau männlich; darum braucht es beide, auch bei diesem umgekehrten Geschehen, so dass die männliche Seele der Frau die weibliche Seele des Mannes befruchtet. Durch diese Art der Liebe, die der Siddhas und Kaulas, wird der Sohn der Ewigkeit gezeugt.

Es gibt einige, die glauben, dass diese Vereinigung rein symbolisch sei und nur in Gedanken vollzogen würde. Aber die Kaulas glauben an die Notwendigkeit, dass die Frau auch in ihrer äusseren Gestalt dabei sei, und dass eine *maithuna* auch wirklich stattfinden muss, nach den Regeln, die ich dir offenbaren werde. In diesem schweren, ehernen Zeitalter ist der Körper das Werkzeug, das verfeinert werden muss. Auch die Siddhas kehren mit diesem Körper wieder.»

Der Jünger führte schwierige Reinigungsübungen durch. Er schluckte einen langen Stoffstreifen, um diesen dann durch den Darm auszustossen. Er lernte, Wasser durch die Harnröhre aufzusaugen, als Vorbereitung zur Zurück-

nahme des Samens, sollte dieser bei der *maithuna* unabsichtlich ausgestossen werden. Er konnte sich auch derart auf die Stelle zwischen den Augenbrauen konzentrieren, dass er Denken und Atem zum Stillstand brachte.

Eines Tages führten ihn seine Schritte wieder zu Ganesha am Eingang des Tempels. Er verneigte sich und berührte das Gestein mit der Stirn. Als er sich erhob, sah er dort die Priesterin ein weiteres Mal. Reif und mit nackten Brüsten stand sie da. Sie duftete nach frischen Blumen und Sandelholz.

«Warum bist du traurig?» fragte sie.

«Wer wäre es wohl nicht, der die Verwirklichung mit solcher Sehnsucht anstrebt und gleichwohl in der Zwischenwelt der Schatten verhaftet bleibt?»

«Sag mir, wer dein Guru ist!»

«Matsyendranatha.»

«Führt er dich denn von der Welt der Entkörperten aus? Niemand hat ihn je leibhaftig gesehen. Er ist nicht aus unserer Zeit.»

«Er lebt im Walde und unterrichtet mich im Schatten eines Feigenbaums.»

«Bist du sicher? Bringst du mich hin?»

«Gehen wir», sagte der Jüngling.

Sie gingen durch die Stadt und in den Wald hinein. Eigenartigerweise hatte der Jüngling Schwierigkeiten, den Weg und den Feigenbaum zu finden. Erstaunt musste er feststellen, dass der Meister nirgends zu finden war.

«Ich hatte recht», rief die Priesterin aus, «deinen Matsyendranatha hat es nie gegeben. Dann muss ich bezweifeln, dass du die richtige Lehre erfahren hast und nicht in eine Falle gelockt wurdest – vielleicht von einem Waldgeist ... Aber das macht auch nichts, komm mit mir. Ich werde dir dafür deinen Körper erklären...»

Der Jüngling zögerte, aber sie beruhigte ihn mit einem Lächeln.

«Der Tempel ist dein Körper», sagte sie.

Und sie gingen zum Tempel zurück. Die Priesterin legte ihren Jasminkranz Ganesha zu Füssen.

«Nun können wir hineingehen», sagte sie.

Er war bereit, in das feuchte und frische Dunkel des Inneren zu steigen. Doch besann sich die Priesterin anders und nahm ihn erst einmal mit um ihm die Aussenseite des Tempels zu zeigen.

«Hier ist das ganze Leben dargestellt – Maya, die Welt der Täuschung. Auf den unteren Bildern siehst du den Krieg, den Tod, die Freude und die Liebe. Aber es sind Götter und nicht Menschen, die sich an diesen Mauern lieben. Betrachte Shivas Gesicht, sein Entzücken ist übermenschlich. Die Liebesstellungen wirken gekünstelt, nicht wie die gewöhnlicher Menschen, denn die Gestalten führen heilige Handlungen durch. Diese ganze Welt, samt ihrer trügerischen Erscheinung, wird von einer kalten Sonne beleuchtet. Hier ist die Mauer unseres Daseins, die Wand des Tempels, die Aussenseite. Das ist Maya. Sie ist aber zugleich die steile Wand des Berges Kailas, wo jeder Felsen eine Gottheit ist, die sich vereinigt und liebt. Der Gipfel ragt über die Wolken hinaus. Dieser Tempel ist dein Körper.»

«Das hat mir der Meister auch erklärt», sagte der Jüngling ehrfurchtsvoll.

«Der Tempel ist aus einem einzigen Felsen gehauen, wie Shivas Berg. Ehe du hineingehst, achte auf die Darstellungen der alten Steinhauer von Khajuraho. Von ihrer Kunst geht etwas Unwirkliches aus. So etwas findest du sonst nirgends auf dieser Welt. Diejenigen, die so etwas gestalten konnten, sind in ein Geheimnis eingedrungen, das selbst die Götter erschreckt. Das Göttliche vermischt sich mit dem Dämonischen. Der überspannte Bogen ist vielleicht gebrochen, die Sehne ist gerissen, ohne eine Spannung zu erzeugen. Es ist an jener unmöglichen Stelle, wo die Gesichter von Mann und Frau gezeigt werden – ihre Körper, die sich wie steinerne Blätter eines kosmischen Baumes bewegen, erstarrt und doch von einem Winde bewegt, der aus einem anderen Universum hinüberweht. Diese Botschaft wird aber nicht gehört werden. Sie suchen

nach Ideen, beruhigende Schleier, die sie vergessen lassen, nach milden Auslegungen. Doch ist das Zeichen gegeben worden. Nichts kann es mehr zerstören. Achte auf das Gesicht des Mannes im Moment der Vereinigung mit der Frau. Es drückt gleichzeitig Freude, Schmerz und Abwesenheit aus. Siehst du die Zärtlichkeit seiner Umarmung, wie er die Geliebte stützt und sie gleichzeitig vor sich selbst schützt. Schau wie die Finger seiner Hand das heilige Zeichen formen. Achte auf die ineinander verschlungenen Beine und den steinernen Kuss, der das Gefühl einer Berührung vermittelt, die erst am Ende der Zeiten stattfinden wird. Ja, ich fürchte, dass dieser Tempel dereinst von einem Wind ergriffen wurde, der der eigentlichen Welt der dekadenten Unsterblichen entsprang. Nur in die Menschen verliebte Götter haben die Verwirklichung solcher Kunst ermöglichen können. Nur Wesen mit dämonischer Sehnsucht nach dem Göttlichen ...»

Alle Tempel in Khajuraho sind von Norden nach Süden ausgerichtet, ausser Chausath Yogini, der Tempel Shivas, des furchterregenden, einheimischen Gottes, der von Osten nach Westen verläuft, wie wenn dies anzeigen sollte, dass etwas ganz Besonderes in diese Richtung getragen werden müsse. Er ist auch der einzige aus Granit gebaute Tempel, die anderen sind aus weichem, farbigem Gestein.

Der Tempel Shivas ist ein schwerzugängliches Mandala, seine Pforte wird vom Wächter Ganesha verteidigt. Jeder Tempel endet immer an einer Mauer ohne Ausgang. Aber in Khajuraho haben die Tempel an der Hinterseite jeweils drei kleine Pforten, die sich nach Süden öffnen. Der Tempel Shivas hat drei Pforten nach Westen.

«Nimm meine Hand und folge mir in das Innere deines Körpers, so wollen wir gemeinsam Eingang und Ausgang des Mandalas, des Irrgartens, suchen und dabei entlang einer deiner Blüten nach der anderen emporsteigen. Wir befinden uns jetzt in der ersten. Sage OM.»

Sie gingen hinein.

Im Halbdunkeln, wo die Luft schwer von Sandelholzrauch war, konnte man schwach seitliche Zellen mit Doppeltüren aus Holz erkennen. Eine davon war die Zelle der Priesterin.

«Hier meditiere ich. Von hier ging ich aus, um dich zu suchen.»

Sie traten ins *gabhagriha* oder *Allerheiligste*. Es erinnerte an einen Krater, und der Jünger fühlte sich wie von einer gewaltigen Kraft ergriffen. Er warf sich, Mantras wiederholend, auf den Boden nieder.

Die Scheide der kosmischen Gemahlin durchdringend, erhebt sich dort das Glied Shivas, der Lingam, Sinnbild der endgültigen Reglosigkeit. Die Vereinigung der beiden ist Shiva Ardhanarishvara, der Zweigeschlechtliche. Der Lingam aus Granit, durch vieles Streicheln der Hände der Priesterinnen und Gläubigen glatt poliert, glänzt von Ölen und Opfergewürzen und weist noch frische Blutflecken der geweihten Opfer auf – Blut von menstruierenden Frauen vielleicht.

Währenddessen sang die Priesterin mit zusammengefalteten Händen und gesenktem Gesicht wohlklingende Mantras und blies dazwischen von Zeit zu Zeit in ein Kuhhorn. Die drei Pforten im Hintergrund waren geschlossen.

Irgendwo im Tempel öffnete sich eine Zelle, und hinaus trat der blinde Bildhauer. Er näherte sich tastend und setzte sich mit gekreuzten Beinen neben den steinernen Lingam. Die Priesterin ging mit rituellen Bewegungen noch mehr auf die Mitte zu, wobei sie gewisse Winkel vermied, in höchster Konzentration, wie wenn sie eine unsichtbare Öffnung finden müsse. Angekommen, goss sie ein wohlriechendes Öl über den Lingam. Sie hiess den Jünger aufstehen und ihre Bewegungen nachmachen. Sie gab ihm das Öl und er liess es über Ardhanarishvara fliessen.

Die drei blieben verbeugt in der gleichen Stellung stehen, nahe dem dunklen Symbol. Die Priesterin erhob sich wieder und reichte dem blinden Bildhauer eine Schale mit Wasser.

«Ich bin der Fluss», sagte sie. «Du bist derjenige, der wirklich sieht, auch bist du der Stein in der Mitte des Flusses, der vom Wasser bearbeitet wird.»

Der blinde Bildhauer erhob sich und ging das Wasser über den Kopf des Einzuweihenden ausgiessen.

«Du bist der Fisch im Fluss. Schwimm und suche deinen Weg in den Westen!»

Der Bildhauer kehrte zu seiner vorherigen Stellung zurück. Die Priesterin sprach erneut:

«Noch vor dem ersten Stein stand dieser Tempel schon hier. Er ist nur sichtbar geworden. An den Mauern des Tempels betrachtet sich die Frau in einem Spiegel und bewundert eine Schönheit, die jedoch unweigerlich vergehen wird. Dies ist dir alles zur Kenntnis gegeben, sowie auch die Anwesenheit dieser drei Pforten, durch die du hinausgehen wirst.»

Der blinde Bildhauer erhob sich. Er berührte zuerst das Gesicht der Priesterin, dann das des Jüngers. Er tastete sie mit den Fingern ab, wie wenn er sie im Gedächtnis seiner Hände aufbewahren wollte.

Der Jüngling kehrte in den Wald zurück, in die Nähe des Feigenbaums. Dort verblieb er manches Jahr, nicht weniger als zwanzig.

Er führte die schwierigsten Übungen durch, die dazu bestimmt waren, den Körper zu reinigen – bekannte und auch solche, die er selbst entdeckte. Manchmal war es ihm, als führten ihn die Siddhas, von der Stadt Agarthi aus.

Gleichwohl fand er keinen Frieden. Er spürte, wie widersprüchliche Kräfte sich um ihn stritten – Kräfte, die er eigentlich hinter sich gelassen hatte, doch ohne sie zu überwinden. In seinen Träumen wollten Felsen mit ihm sprechen. «Alles strebt dem Aufstieg zu», sagte eine Stimme. «Komm, reinige dich, damit du so einen Platz für deinen Bruder bereitest, und er an seiner Stelle für ein Tier, so dass dann eine Pflanze und ein Stein aufsteigen können. Erhebe dich, löse deine Form auf um ihnen zu helfen, denn ihre Zahl steht fest.»

Dann erschien ein gehörnter Gott mit verdrehten Füssen, der eine Flöte trug. Er begann zu tanzen und zu singen:

Die Trauben sind blau,
der Wein ist rot.
Die Sonne wärmt den Bauch
der Tanzenden.
Komm mit in Brandavans Garten!

Er schloss die Augen und betete. Dann brachte der Gott aus seinem gewitzten Körper einen funkelnden, blauen Staub hervor, wie Sterne. Er ergriff seine Flöte und sang:

Oh, Bhagavan!
Verschliesst du deine Augen vor deinem Diener?
Lass uns zu jenem beten, zu dem du sprichst:
Oh, Bhagavan, der du hier und an jedem Ort
jenen besonderen Zustand schenkst,
der die strahlende Krone der Götter schmückt!

Er verharrte einen Augenblick, oder waren es vielleicht Jahre, um immer wieder in der Nacht, beim Baum des Büssenden zu singen:

Oh, Göttin
du, die nach deinem Willen
die drei Welten bewegen kannst!
Deine Brüste sind die Sonne und der Mond!
Komm hierher, zu diesem Leidenden!
Und du, die in deinem Herzen denjenigen betrachtest
der die Form des Himalaya hat
und der mit einem einzigen Blick erfrischenden Nektar
über die Fiebergequälten herabfliessen lässt.
Lege deinen Kopf für eine Weile hin
und ruh dich aus!

Der Büssende dachte zuweilen an die Priesterin, überzeugt, dass sie gestorben sei.

Eines Tages entdeckte er, wie er wahrhaftig sehen konnte. Das heisst, die Welt wirklich zu sehen, eine Blume, ein Baum, ein Tier, ein Mensch, ja sogar eine Vorstellung oder ein Gedanke. Um dies zu erreichen, musste er jeglichen Gedanken aus seinem Gehirn verbannen. So konnte er sehen, wie einer, der einen kühlen Lichtstrahl aussendet. Die Welt veränderte sich. In diesem Augenblick wurde ihm nicht nur das wahre Sehen gegeben, sondern er konnte auch die Sprache der Tiere und der Dinge verstehen, ja sogar die der Farben und des Lichts. Alles andere ward zu einem äusseren Trugbild.

Um dies zu erreichen, musste er zuerst seinen eigenen Körper entdecken. Er sagte sich: «Wie könnte ich ohne Augen sehen, ohne Ohren hören?» Dann wandte er sich nach Innen und stieg den Baum seiner Wirbelsäule empor. Als er dann die Augen öffnete, betrachtete er die Welt noch einmal – aber er sah sie zum ersten Mal.

Er konnte auf diese Weise auch in sein eigenes Innere schauen. Er bemühte sich, die Blüte zwischen den Augenbrauen, die er nun erkennen konnte, zu öffnen.

Und so kam es, dass eines Tages der Vogel, der in dieser Blüte ruht, die Flügel ausbreitete.

In allertiefster Versenkung stellte er sein Denken, jegliche Vorstellung, restlos ein. Er atmete in einem unveränderten Takt und liess den Körper im Lotossitz aufrecht ruhen. Er spürte einen sanften Hauch am unteren Ende der Wirbelsäule, wie wenn ein Mund sich dort öffnete. Dann überkam ihn ein lähmender Schwindel, und das Feuer stieg empor. Als es halb hochgestiegen war, wurde sein Körper von Wellen erfasst. Es war, als ändere sein Leib die Form, als würde er flachgepresst und zu einer Scheibe gestaltet, die seine beiden Pole verband. Als diese feurigen Wellen seinen Kopf erreichten, wurde ihm klar, dass wenn er sein Selbst nicht in einem entscheidenden Sprung nach aussen verlegte, in die Leere hinaus, er zwischen zwei entgegengesetzten Kräften einge-

fangen und dabei vernichtet würde. Gleichzeitig aber erfasste ihn die Angst vor dem Unbekannten.

Es kann gut sein, dass ihm in diesem Augenblick jemand half. Er überschritt die Grenze in einem feurigen Wagen. Er spürte sich mit atemberaubender Geschwindigkeit fallen. Dann schwebte er auf einmal in dunklen Räumen, wo auch Feuer war. Er stieg wieder auf und trat durch die Abschrankung eines Raumes in ein feinstoffliches, blaues Gefilde ein, wo er sich leicht und frei fühlte, umgeben von hellen Bereichen.

Nach seiner Rückkehr war er wieder ein Gefangener. Er schaute seine Hände an, und es war ihm, als hätte sich alles in einem einzigen Augenblick abgespielt, obwohl seine Erfahrung ihn in entfernte Niederungen und in der Zeit verlorene Welten geführt hatte.

Es gelang ihm nicht, die Schwelle noch einmal zu überschreiten. Auch wenn er sich vornahm, weitere derartige Reisen zu unternehmen, geschah etwas an der Grenze, wie wenn eine zurückgelassene Erinnerung ihn zurückhalten würde. Sein wacher Geist, sein Ich, wehrte sich und versuchte, den ihm fremden Verlauf zu steuern. Zwei entgegengesetzte Welten bekämpften sich, zwei Universen. Eine alte, versunkene und eine andere, die oben auf den Wässern schwamm.

Erneut brachte er die mächtigen Schwingungen hervor, die in den Wurzeln entstehen. Er fühlte sich in seinem Baum aufwärtssteigen, durch die geheimen Kanäle, und wie sie die Räder in Gang setzten und so die Blüten öffneten. Doch beim Gipfel angekommen, stiess der Strom auf ein Hindernis. Der Sohn des Lebens stand dem des Todes gegenüber. Das Ich wollte am Geschehen teilhaben, indem es seinen Verlauf änderte.

Sein waches Bewusstsein, das noch teilweise arbeitete, hielt in gelähmt, halbbewusst, in dieser Trance fest, als würde er in einem verbotenen Grenzbereich stehen bleiben, obschon die furchtbare alte Welt in Bewegung gesetzt worden war.

Ohne zum Ausgang zu gelangen, wandten sich die Wellen gegeneinander, jedesmal mit grösserer Gewalt. Er fühlte sich wie in einem Wirbel und sah schon blutige Kreise.

In diesem Augenblick erschien eine Schale Wasser neben ihm. Als folgte er einem Befehl, tauchte er seine Hände hinein und bespritzte seinen Körper. Die Schwingungen beruhigten sich, und er konnte sich wieder bewegen.

Wer hatte ihm diese Schale gebracht? War es vielleicht Wasser von dem Fluss, der aus dem Kopfe Shivas auf dem Gipfel des Berges Kailas strömt?

Erschöpft von den Übungen wollte der Kaula-Schüler seine Augen nicht öffnen. Er kehrte langsam aus einer mühsamen Trance zurück. Er war von kaltem Schweiss bedeckt, wie wenn er fallend und wieder aufstehend einen Berg erstiegen hätte. Er sah im Halbdunkeln eine Frau auf ihn zutreten, wie das Bild einer Erinnerung.

Die Frau beugte sich über den Büssenden und wusch ihm das Gesicht mit einem Zipfel ihres Saris ab.

Er wusste nicht recht, ob diese Gestalt ein Trugbild sei; mal war die Erscheinung klar, mal löste sie sich in der Unsicherheit des Dämmerlichts auf.

«Ich kam, dich zu suchen.»

Sie lebten in einer Hütte im Walde. Er war ihr Diener. Er kümmerte sich um alle Obliegenheiten und bereitete die Speisen zu. Sie holte das Wasser von einer Quelle in der Nähe. Andere Male ging sie weiter fort, an Orte, die er nicht kannte. Er wartete dann geduldig und freute sich, wenn er sie wieder kommen sah. Sie lehrte ihn den Gebrauch von Duftstoffen und Schmuck, auf dass er sie zurechtmachen könne. Er half ihr, das Haar mit Blumenkränzen zu schmücken und richtete ihre Ketten aus Türkisen und Saphiren her. Sie lehrte ihn, ihre Handflächen und Füsse mit einer roten Paste bestreichen. Die Frau betrach-

tete sich in einem Spiegel, wie die Gemahlin auf den Mauern des Tempels. Wenn sie von ihren unbekannten Ausflügen zurückkehrte, empfing er sie unter der Türe der Hütte und wusch ihr die Füsse.

Die Nacht fiel, und der Wald füllte sich mit Geräuschen. Die Hyänen heulten und die Luft erzitterte. Mit sanfter Stimme sang sie Lieder, die göttliche Liebesgeschichten erzählten. Sie schliefen draussen, zwischen den Bäumen. Dabei drehte sie sich immer auf eine Seite und stützte ihren Kopf in die Fläche einer ihrer Hände. Er legte sich zu ihren Füssen.

Zu dieser Zeit schien es, als sollten sie sich ihrer Träume achten. Der Büssende spürte, dass sich diese Frau in eines der steinernen Bilder der Tempelmauer am verwandeln war. Der Mond nahm ab und wieder zu. Und weiterhin schlief er zu ihren Füssen. Da erzählte sie ihm aus ihrer Kindheit, von ihren Spielen mit anderen Kindern. Und er wunderte sich darüber, zu wissen, dass sie eine Frau war.

Sie bat ihn, ihr auch aus seiner Kindheit zu erzählen. Das tat er auch, doch erzählte er ihr von zwei Kindheiten – eine die sich dort abgespielt hatte, in jener Zeit, und eine andere in einem Land der Zukunft.

Sie wunderte sich nicht darüber. Sie richtete ihre dunklen Augen auf einen Punkt hoch über den Wipfeln der Bäume und erzählte ihm von einer Stadt namens Ur. Es sei dort, sagte sie, wo sie mit anderen Kindern gespielt habe.

In dieser Nacht bat sie ihn, nicht zu ihren Füssen sondern an ihrer linken Seite zu schlafen. Der Büssende gehorchte, kreuzte die Hände über der Brust und richtete seinen Blick auf den tiefen Himmel. Sie bettete ihren Kopf auf ihren rechten Arm.

Am nächsten Tag ging die Frau im Morgengrauen fort und kam zurück, als es Nacht wurde. Er wartete auf sie; hoffnungsvoll und gefasst versuchte er ihre Schritte in der Ferne des Waldes zu hören. Als er sie kommen hörte, stand er auf und wusch ihre Füsse mit Inbrunst.

Sie bat ihn nun, an ihrer rechten Seite zu schlafen. Und

in dieser Nacht spürte er den wohlriechenden Atem der Frau auf seiner Wange. Er hielt seinen Blick immer noch auf den sternenbedeckten Himmel gerichtet und dort oben, weit weg, schien es ihm, als entdecke er den Körper des blauen Tänzers, der wild und doch unbeweglich in den himmlischen Gärten tanzte, mit allen Jungfrauen des Himmelszelts und doch nur mit einer.

Tage, Monate vergingen so. Sie ging immer wieder fort und kam manchmal sehr spät zurück. Einmal fragte er sie, wohin sie gehe. Sie antwortete, dass sie ihren Mann besuchen würde.

Er verstand, dass sich die Frau zu einer Kraft in ihm am wandeln war. Ihre Anwesenheit verursachte einen Widerhall in ihm, Sehnsüchte, die schon seit jeher in ihm gewesen waren. Eines Nachts träumte er von hohen, schneebedeckten Gipfeln, die nicht diejenigen des Himalayas waren, von einem Land am Ende der Welt und einer Frau mit blauen Augen und hellem Haar, die ihn anschaute, als wäre er aus Glas, und sie ganz durch ihn hindurchsehen könne. Er wachte auf, mit tränenüberströmtem Gesicht, und verstand, dass er einen Traum von tausend Jahren später gehabt hatte. Sie, die nunmehr an seiner Seite schlief, wischte die Tränen mit ihrem Sari weg.

«Warum weinst du?»

Zum ersten Mal sah er sie wie eine Fremde an.

«Ich weiss jetzt, dass mein Rad sich weiterdrehen wird», antwortete er ihr.

«Auch das Rad dessen, der in der Krone seines Baumes Hochzeit gefeiert hat, muss sich weiterdrehen. Es besteht eine geheime Hochzeit. Um sie zu vollziehen, braucht man das Licht eines Sterns. Du heiratest, indem du diesen Stern anschaust, und es genügt eine Liebeserklärung, die von seinem Licht überbracht wird. Wenn dich dieses Zeichen erreicht, bist du verheiratet für alle Ewigkeit.»

«Ich meine, dass ich mich so in der Zukunft vermählt habe», sagte er.

Es kam die Nacht, in der sie ihn das Küssen lehrte. Sie lag nackt im Gras und rief ihn an ihre Seite. Sie umschlang ihn mit ihren langen Gliedern und näherte ihre Lippen denen des Büssenden. Es kam nur zu einer zarten, unmerklichen, in einem Duft von wohlriechenden Harzen gehüllten Berührung.

Am nächsten Tag ging sie fort. Und er wusste, dass sie in dieser Nacht nicht zurückkehren würde. Er legte sich bei der Schwelle nieder und dachte angestrengt nach. Es überkam ihn ein Verdacht: „Jemand, vielleicht auch er selbst, könnte dies alles ausgedacht oder erträumt haben!"

Auf dem Fussboden aus feinem Holz wird das neue Yantra gezeichnet, aus Gold- und Silberstaub, farbigen Erden, Sandelpaste. Es hat neun Eingänge, da es nicht nur das Weltall sondern auch den Körper des Menschen darstellt. Es ist ein Labyrinth. Es werden ein Dreieck, ein Viereck, ein Sechseck und ein Kreis hineingezeichnet.

Währenddessen befragen die alten Frauen und die Magier die Sterne, um herauszufinden, ob sie günstig stehen.

Im Inneren des Yantra befindet sich ein Dreifuss, darauf ein Kelch. Auf dem Fussboden stehen verschiedene Speisen und zwei Krüge, die Wasser und Wein enthalten.

Es ist Nacht.

Der Eingeweihte des Kaula kommt, mit einer weissen Tunika angetan. Das Haar fällt ihm auf die Schultern und ist mit Asche bedeckt. Er bemerkt das Yantra und fängt einen Tanz an, der an den des Paradiesvogels erinnert. Er sucht den ihm entsprechenden Eingang. Dann findet er ihn und kann in die Mitte eintreten.

Die Pforten gehen auf und die Zeugen erscheinen, die von ihren Frauen begleitet werden. Sie verteilen sich um den Kreis unter rituellen Bewegungen. Keiner von ihnen wird die Mitte berühren.

Das nächtliche Warten dauert, bis die Frau erscheint. Ihr folgen ihre Dienerinnen. Auch sie ist in einen Umhang gehüllt und tritt mit geschlossenen Augen in das Yantra

ein, als würde sie schlafen, doch ohne zu zögern und ohne eine falsche Bewegung. Die Dienerinnen folgen ihr.

Er und sie setzen sich nebeneinander und warten.

Nun hört man eine Stimme, die zum Feste lädt. Man segnet die Speisen mit Mantras und Zeichen, welche Dienerinnen und Gäste begeistert wiederholen. Zuerst werden Wasser und Wein gesegnet:

> Lass deine Freude in diesen Wein eingehen,
> Auf dass er ewiges Leben, Glück
> und unvergängliche Wonne schenke!
> Lass das Wesen des Nektars hineinfliessen,
> der allen Wohlgeschmack des Weltalls enthält
> und Samen der zweiten Schöpfung ist,
> von den zweimal Geborenen!

Der Wein wird in den Kelch gegossen, und das Mantra der Sonne hergesagt:

> Kang, Bang, Tapinyai Namaha!
> Kang, Bang, Tapinyai Namaha!
> Gang, Phang, Ngang, Nang!
> Chang, Dhang, Jhang, Tang, Nyang!
> Nang, Thang, Dang, Thang, Dang!

Drei Viertel eines Bechers werden mit Wein, der Rest mit Wasser gefüllt, und alsdann wird das Mantra des Mondes hergesagt:

> Ung, Soma, Mandalaya
> Shodasha, Kalatmane Namah!

Der Wein hat sich in Nektar verwandelt, und so den Fluch gebrochen, der von Alters her an ihm haftete. Er ist nun magisches Getränk, das beim Überschreiten der Schwelle hilft; er ist das Blut der Sonne und des Mondes.

In den Weinkrug werden zwei Blumen geworfen, die

Mann und Frau versinnbildlichen. Es wird aus zwei Gläsern getrunken, indem man sich zuerst nach Norden, dann nach Süden wendet. Man äussert ein Mantra, das mit G anfängt, zu Ehren Ganeshas, dem Wächter der Schwelle.

Mit dem ersten Glas Wein wird gekochtes Fleisch gegessen, mit dem zweiten Fisch, mit dem dritten Getreide. Dann isst man, was man möchte, denn die Speisen sind nun in das Fleisch eines Gottes verwandelt worden.

Beim Leeren des fünften Bechers werden Gesänge angestimmt und man hört den heiseren Klang eines Horns. Es wird nun nicht mehr getrunken. Die unsichtbare Stimme beschreibt den Gipfel des Berges Kailas, Herr aller Berge, vor Mondstein strahlend, mit Bäumen voller unbeweglicher Schatten, in Düfte unsichtbarer Blüten gehüllt.

Die Eingeweihten stehen auf und lassen ihre Umhänge fallen. Die Dienerinnen bringen eine Wanne mit Wasser, in die sie beide steigen. Chöre erklingen, die den Körper der Frau besingen. Er ist Garten der Lüste, Tempel von Mond und Sonne. Ihr Bauch ist Opferaltar, ihr Haar ist das Heilige Kraut, der zarte Flaum ihrer Arme und Schenkel ist der Weizen der Felder, ihre vollen Brüste sind wie Vulkane, die die Völker der Ebenen mit Ehrfurcht erfüllen, ihre langen Beine sind die Pfade, die der Pilger beschreitet. Ihre Augen sind zwei Sterne. Ihre Lippen sind aus Milch und Honig.

Sie sagt:

«Ich habe Feuer in meinen Lippen. Komm und nähre es mit deinen, Geliebter, zögere nicht!»

Sie erleben einen Augenblick der Abwesenheit, wie von Vergessen befallen. Denn das Wasser in der Wanne ist reiner Nektar.

Nachdem sie dem Bad entstiegen sind, werden sie von den Dienerinnen zu König und Königin gekrönt. Sie halten zwei Stäbe in den Händen.

Der Eingeweihte setzt sich mit gekreuzten Beinen nieder. Die Dienerinnen heben die Frau mit offenen Schenkeln hoch. Sie bringen sie auf gleiche Höhe mit dem Gesicht

des Mannes und senken sie dann langsam hinab, so dass sie seinen ganzen Körper, seine einzelnen Punkte, seine Blüten, berührt, bis sie sanft geöffnet auf dem Lingam ruht.

Der Mann spürt, dass er in der Frau eingedrungen ist, in eine dunkelgrüne Gegend eintretend, wo es nach Schlehdornblüten riecht. Die Frau gerät in einen langsamen Rhythmus, derweil die Dienerinnen, ebenfalls nackt, die Stellungen und Haltungen der Gestalten an den Tempelmauern nachahmen. So entsteht eine ganze Welt, die sich in steigendem Takt erregt, während jemand singt:

Oh, Reiner, es gibt nur deine Frau
zur Zeit der grossen Zerstreuung,
alle andere sterben,
und sogar das offene Auge des
Grossen Einen verschliesst sich!

Der Takt steigert, verdichtet sich. Die Frau sucht seine Lippen.

Oh, Zerstörer!
dein Tummelplatz ist der heisse Staub,
die Asche des Scheiterhaufens dein Werk,
Rosenkränze aus Schädeln sind deine Kronen!
Und doch, oh Segensbringer!
Wer sich in dich versenkt, hat deine Gunst,
wer sich zügelt und gesammelt sich an dich wendet,
beseelt von nur einem Gedanken,
nach Aussen gleichgültig,
wie es das Gesetz verlangt,
mit angehaltenem Atem
und vor Glückseligkeit aufrechtem Haar,
die Augen voller Freudentränen
in einen See aus feinstem Nektar getaucht,
dieser ersteigt den Gipfel des Kailas.
sei gepriesen, Dreiäugiger.

Die Frau scheint die Beherrschung zu verlieren. Sie fängt an zu stöhnen und ihre offenen Lippen suchen die des Helden, mit ihrer feuchten Zunge in ihn eindringend.

Die Dienerinnen singen:

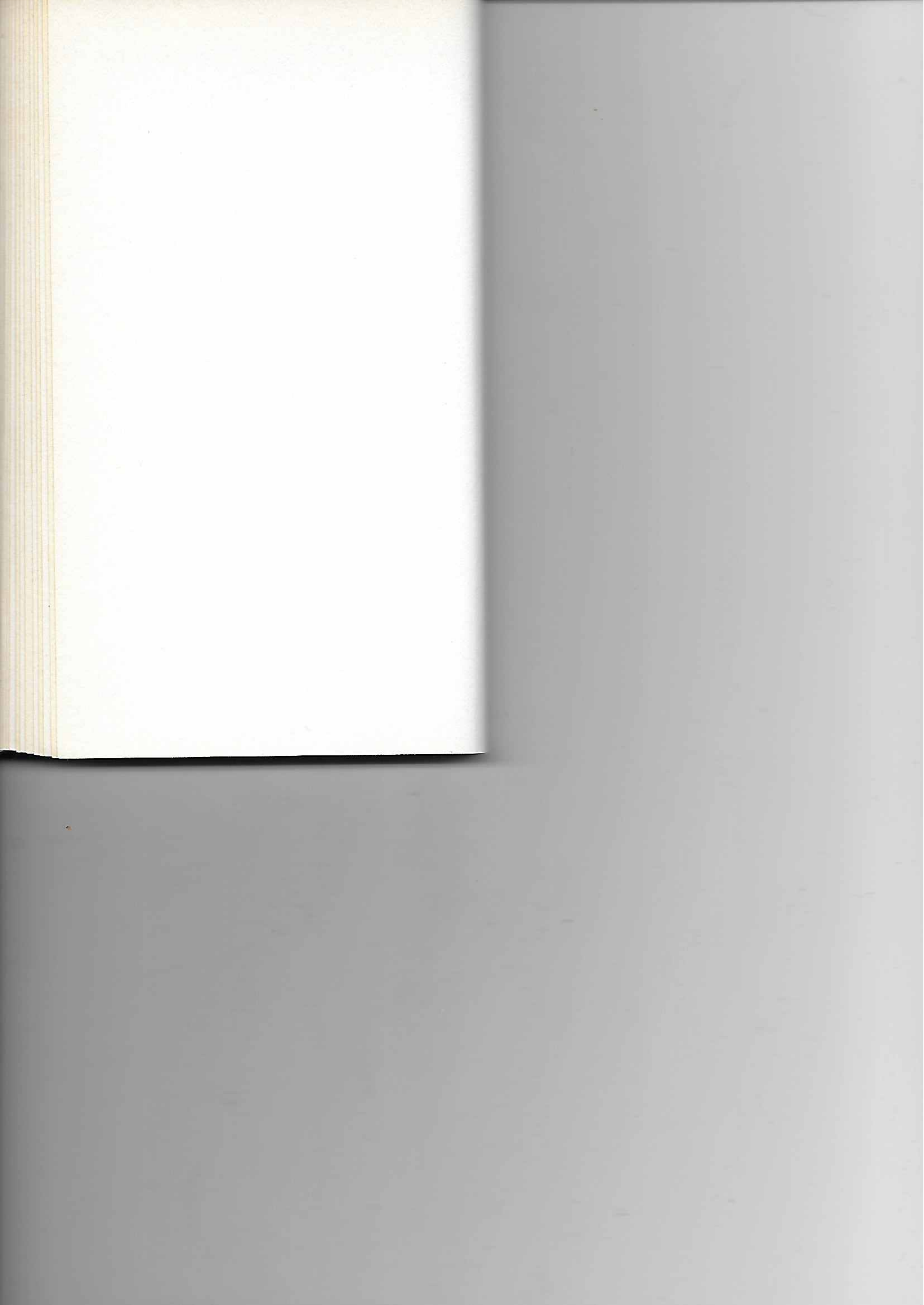
Schrecklich! Schön! Stätte unserer Herrin!
Hain Durgas! Tochter Matangas!
Gattin Brahmas! Kumari, Lakshmi!
Heilig! Heilig!

Er richtet seinen Willen auf die Stelle zwischen den Augenbrauen und versucht aus sich herauszutreten – auch wenn er nicht aufhört am Geschehen teilzuhaben, in jeder Einzelheit, die Frau spürend, ihre Lippen auf den seinen, ihre Beine, die sich gegen seine Lenden drängen, ihre Arme, die seinen Hals umschlingen. Er stützt sie und versucht, sie vor sich selbst zu schützen. Unbeweglich macht er ein Zeichen mit der noch freien Hand. Im gleichen Augenblick fängt der rasende Takt an abzunehmen. Dies ist der Höhepunkt der Probe. Er versteht, dass er in einer letzten Eingebung den Ausgang finden muss. Er denkt an die tote Priesterin.

In diesem Augenblick schiesst sein Samen nach innen. Und in den Wurzeln des Baumes wacht die Schlange auf. Wie flüssiges Feuer steigt sie zur Baumkrone auf, alle Blüten seines Gartens öffnend und die Musik seines Inneren aufklingen lassend.

Er öffnet die Augen. Mit unendlicher Zärtlichkeit stützt er die Frau und beruhigt die Hitze ihres Blutes.

Aber das Fest ist noch nicht zu Ende, weil jetzt die Zeugen speisen müssen. Und das Festmahl der Zeugen ist sein eigenes Fleisch.



II

Die Pyrenäen



Er wunderte sich über den Anblick, den ihm die Stadt an diesem Tage bot. In ihren Strassen hörte man Gesang und Musik, Blumen schmückten Fenster und Pforten.

Er ging ziellos durch die schmalen, gepflasterten Gassen und stiess auf Schritt und Tritt mit Musikanten in bunten Kleidern zusammen, die auf Tamburinen schlugen, Trompete spielten oder auf Flöten trillerten. Am säulengestützten Eingang eines Wirtshauses fragte er ein Mädchen, was wohl an diesem Tage gefeiert werde. Sie antwortete ihm, es sei das Maifest:

«Das letzte, denn der Mönch Dominikus hat der Nachtigall das Singen verboten. Der Vogel sagt an meinem Fenster Bescheid, falls mein Geliebter heute kommt. Die Blumen über den Türen sollen die Stadt vor Unheil schützen.»

«Sag mir, Mädchen», unterbrach sie der Ritter, «kannst du mir sagen, wo der Erzdiakon Sans Morlane wohnt? Ich muss zu ihm.»

«Er ist ein Katharer. Heutzutags halten sich die Katharer versteckt; die Inquisition herrscht über diese Gegend. Nur Montségur hält noch Stand. Aber heute ist Maifest – jeder ist ein anderer, und niemand ist, wer er wirklich ist. Die Katharer sind die Römer, und die Römer sind die Katharer, die Ehemänner sind die Liebhaber, und die Liebhaber sind die Ehemänner. An diesem Tag bedienen die Herren die Diener. Alles ist so, wie es nicht ist.»

«Oder wie es wirklich ist», murmelte der Ritter.

«Es ist ein sehr altes Fest», warf ein Greis ein, der dem Gespräch zugehört hatte. «Das Fest vom Mai, oder der Maya.»

Er nahm die Maske ab, und man sah, dass es ein junger Mensch war – in Wahrheit ein Mädchen, das das andere Mädchen küsste. Es erwiderte den Kuss leidenschaftlich und lachte vergnügt.

«Sei, wer du willst! An diesem Tag wird niemand es wissen!» rief sie aus.

Sie war in Wirklichkeit ein Troubadour.

In der Dämmerung gelang es dem Ritter, Sans Morlane zu finden. Er hielt sich bei der Kathedrale auf, am Eingang zum linken Seitenschiff, wo er auf der Steinplatte eines Grabes sass. Er war in einen blauen Umhang gehüllt.

«Man hat mir gesagt, du könntest mir helfen, in Montségur hineinzukommen.»

«Bist du etwa Katharer? Hast du das Consolamentum empfangen?»

«Nein, aber ich hatte einen Liebestraum. Ich sah meine Geliebte auf der anderen Seite einer Zugbrücke, am Eingang einer Burg mit fünf Toren. Sie sagte mir etwas, das ich geheimhalten soll. Ich weiss, dass ich diese Brücke passieren muss, ehe die fünf Tore für alle Zeit verschlossen sein werden.»

«Montségur hat nur zwei Tore, eines auf der Nordseite und eines auf der Südseite. Eigentlich ist es nur eines, denn der Nordeingang ist den Vollkommenen vorbehalten.»

«Ich hörte zwei Namen in meinen Träumen: Mont Tabor und Montségur ...»

«Bist du Katharer?»

«Wenn ich es nicht wäre, wie könnte ich deinen Namen kennen? Wie könnte ich wissen, dass du tot bist und nun auf dem Stein deines Grabes weilst?»

«Du hast recht. Nur jemand, der in der Zukunft lebt, der uns aus der Zukunft aufsucht, kann uns besuchen, ohne uns dabei zu gefährden. Geh nach Fanjeaux und suche dort den letzten Katharer. Du wirst ihn nach siebenhundert Jahren finden. Er heisst Pierre Marceau. Und wenn du kannst, geh auch zu Esclarmonde. In Wirklichkeit ist sie eine Taube.»

Der Ritter verliess die Stadt Carcassonne, mit ihren Blumen und ihrem Nachtigallengesang um nach Fanjeaux zu gelangen; Fanjeaux, von tiefen Wolken verhängt, voller Waffenlärm, und wo eine bedrückende Kriegsstimmung herrschte. In einer einsamen Gasse begegnete er dem letzten Katharer, Pierre Marceau. Er schaute ihm in die Augen und musste ihm nichts sagen. Der Mann erkannte ihn.

«Wir haben uns schon irgendwo gesehen», sagte er. «Kommst du, damit ich dir dein Horoskop erstelle oder um die Farben deiner Seele gemalt zu bekommen? Der Knabe ist dieses Mal nicht bei mir, um mir die Pinsel zu reichen.»

«Nein, ich komme nur, damit du mir den Weg nach Montségur zeigst.»

«Du fragst schon wieder nach einem Berg. Ich sagte es dir irgendwann schon: Montségur ist nicht draussen, sondern in dir selbst. Warum suchst du immer noch in der Aussenwelt?»

«Ich muss hingehen. Überdies möchte ich Esclarmonde sehen, wenn es noch geht. Man sagt, sie habe Montségur gebaut.»

«Sie folgte dem Weg der Träume», sagte der letzte Katharer.

Er führte ihn durch einige Gässlein zu dem Ort hin, wo siebenhundert Jahre zuvor die Burg von Fanjeaux gestanden hatte, an der Rue de la Castelle.

«Nichts als eine Ruine! Kein Abendgeläute mehr, kein Stein mehr auf dem anderen!»

«Es ist, weil du sehr spät zurückgekehrt bist und Jahrhunderte vergangen sind, seit Montségur eingenommen und zerstört wurde.»

«Manchmal glaube ich, dass ich träume. Ich weiss nicht, ob ich von der Vergangenheit oder der Zukunft geträumt habe.»

«Hör zu. Da du nun wieder gekommen bist, will ich dir das Geheimnis verraten. Dort im Innern des Berges, in einer kleinen, dunklen, viereckigen Zelle schläft seit längst vergangenen Zeiten eine schöne Frau. Niemand hat sie je geweckt. Man sagt, dass die Vollkommenen sie schlafen lassen, weil sie auf jemand aus entfernten Gegenden und Zeiten warten, der sie wecken wird. Wenn das geschieht, wird Montségur zerstört, und die Vollkommenen müssen im Feuer sterben.»

«Ich komme, um für Montségur zu kämpfen. Ich werde die Schlafende nicht wecken.»

«Die Vollkommenen wissen, was sie tun. Sie irren nicht. Sie werden von Aussen geführt, von jemandem, der alles erdenkt oder erträumt. Vielleicht die Edelfrau, die dort liegt und schläft. Die Zerstörung von Montségur ist ihr Sieg. Geh hin und weck die Dame auf! Rette Montségur!»

Mit schwerem Herzen verliess der Ritter den letzten Katharer. Er hatte Hunger und Durst. Er stieg in einem Wirtshaus ab und verlangte zu essen. Am ungehobelten Holztisch sass ein Troubadour.

«Früher waren wir die Bildhauer des Tempels. Heute bauen wir ihn mit unseren Liedern wieder auf.»

«Glaubst du an die Wiedergeburt, Gaukler? Ist dir das nicht verboten?»

«Die Vollkommenen, meine Meister, glauben an die Wiedergeburt. Wir dürfen in unseren Liedern noch nicht davon singen, aber falls Montségur siegt, werden wir es nach und nach enthüllen. Das ist Teil des Plans, auch wenn die Vollkommenen daran zu zweifeln scheinen, ob man diesen Glauben der ganzen Welt verkünden soll. Nur diejenigen, die das Consolamentum erhalten haben, sind vorbereitet.»

«Und du? Hast du das Consolamentum empfangen?»

«Ich bin blind», sagte der Troubadour.

«Sing mir etwas, das mein Herz erfreuen wird!»

Der Troubadour schlug die Laute an:

Ich werde eine Burg erbauen,
Eine Burg, edel und lieblich,
Und will mein Bestes daran geben.
Auf süssen Wurzeln
Gross und klein,
Wo Vogelsang erklingt
Soll ihr Bereich einst stehen.
Und diese Burg ist
Die Burg der Liebe,
So schön wie keine andere,
Herrin aller Herrinnen.

Und die hohen Türme,
Wo der Fremde finden wird
Die Dame seines Herzens,
Und schneeweisse Lämmer,
Wie Liebeszeichen.
Hier ruht die Geliebte,
Die sanft um den Schutz
Ihrer Habe bittet.
Und im Augenblick grosser Not,
Wird offen stehen das erste Tor –
Das zweite aber wird verschlossen sein.
Und nur dem Auserwählten
Wird es sich in einem reinen Kuss öffnen.
Und ist das Tor einmal durchschritten,
Hat diese Burg kein' Abwehr mehr.
Doch wer das Tor nicht kann durchschreiten
Und nicht mehr weiterziehn,
Zieht auf sich ein schlechtes Ende,
Denn er ist der Lieb nicht wert.
Der grosse Saal mit seinem Dache,
Ist für die Liebe wie geschaffen.
Um zu ruhn wie Gott dich schuf,
Zur Seiten deiner Liebsten.
Türen und Fenster
Sind gar lieblich anzusehn,
Doch der schweren Mauern dunkles Gestein,
Sind des Bittstellers Leid und Pein,
Bis wenn die Abwesende
Ihm ihre zärtlichsten Gefühle enthüllt.
Die Alkoven wurden gerichtet,
Auf Verschwiegenheit kann er zählen,
Denn in den Küchen und im grossen Saal,
Ist kein ander Feuer als die Liebe heiss.
Wer nun zum Schloss den Eintritt findet,
Der sein Verteidiger muss sein,
Wird dort am Ende Sicherheit finden,
Nichts mehr, das er verlieren könnte.

Denn die fremden Legionen aus fernen Ländern
Werden nie den Eingang finden,
Einer solch trutzigen
Und uneinnehmbaren Burg.
Wohnort derer, der ich gehöre.
Das sind die Worte,
Ist die Botschaft,
Von weitem so dir zugesandt.

Der Troubadour verstummte. Der Ritter war eingeschlafen, mit dem Kopf auf einem seiner Arme lag er über dem groben Tisch des Wirtshauses. Er träumte erneut von der Zugbrücke. Auf der anderen Seite sah er immer noch die Frau, die ein weisses Gewand trug. Sie sagte ihm die Worte, die er als sein teuerstes Geheimnis hütete: «Komm, beeile dich, geh über die Brücke. Ich bin du.»

Der Ritter zog alleine weiter und verirrte sich in den Bergen. Er fand eine Höhle und versteckte sich in ihr. Dort blieb er viele Tage, vielleicht Monate.

Bis zur Höhle gelangte auch der Troubadour, ihm Speisen bringend. Er wurde zu seinem unsichtbaren Begleiter.

«Du hast gut daran getan, in eine Höhle zu ziehen. Die Vollkommenen haben hier Zeichen in die Wand geritzt. Schau dir diesen Fisch, diese Taube und dieses Gesicht an.»

Der Ritter entdeckte das Gesicht im Felsen der Höhle, dort wo es am dunkelsten war. Es war das Gesicht einer Frau mit aufgelöstem Haar, und etwas in ihrem Blick, in allem an ihr, hatte einen derartig zeitlosen Anstrich, dass er in Andacht versank. Die Zeichnung des Gesichtes war aus Rissen und Vorsprüngen des feuchten Gesteins gebildet. Vielleicht entstand sie in den Frostnächten vergangener Zeiten, oder durch die Hände einer ausgestorbenen Rasse. Es hatte etwas an sich, das ihn dazu führte, es zu verehren. Er machte diese Ecke der Höhle zu seinem Zufluchtsort.

In der Ferne floss ein Bach. In der Einsamkeit der

Nächte hörte er Stimmen wie aus uralten Zeiten. Die Worte waren ihm unverständlich, doch waren sie da und blieben in der feuchten Luft hängen.

Dann kam der Troubadour und sang von neuem:

Wie Parzifal meinte
Zu seinen Zeiten:
Dass du nicht fragst,
Dem du dienst,
Nach Speer und Gral,
Denn das sei dir verboten.

Edle Frau!
Vor Eurer Schönheit
Vergess ich alles,
Und will nach Euch nur trachten.
Und kann es nicht,
Ich träume nur ...!

Der Ritter fing an, in seinen Träumen zu leben. Die dünne Luft der Höhle liess ihn Erscheinungen sehen. Es schien ihm, dass eine Frau in die Höhle kam. Sie hatte kein Gesicht. Sie ging bis nach hinten, nahm das Gesicht vom Felsen herunter und setzte es sich auf den Leib.

«Nun kann ich mit dir sprechen, denn nun habe ich einen Mund», sagte sie mit Würde. «Ich darf es im Namen aller tun, denn ich bin der Meister ihrer Meister. Die Vollkommenen gehören ganz mir. Ich komme von weither. Mit den Katharern und den Troubadouren bin ich dabei, die ganze Gegend zu erobern. Ich bin die Mutter. Nur ich kenne das Geheimnis.»

«Mir scheint, dass ich diese Worte bereits an einem anderen Ort vernahm», antwortete der Ritter. «Es wäre besser, ich würde die Vollkommenen selbst befragen.»

«Beeile dich», sagte da eine Stimme, die der des Troubadours glich, «denn später, wenn alles verschwindet, was sehr bald sein wird, wirst du die Wahrheit nicht mehr

erfahren können. Niemand wird wissen, wer die Vollkommenen wirklich waren, noch mit Sicherheit, was Montségur war.»

Der Ritter verliess die Höhle und rief laut nach dem Troubadour. Das Echo der Berge antwortete ihm. In dieser Nacht schlief er auf dem Bauch im Gras.

Im Morgengrauen kam der Troubadour und brachte ihm Milch von Bergziegen.

«Wo hälst du dich versteckt? Ich habe laut nach dir gerufen. Weisst du, wie lange ich noch in dieser Höhle schmachten muss? Ich muss nach Montségur! Man hat mir gesagt, dass mir wenig Zeit bleibt, denn die Burg ist belagert.»

«Es heisst, dass die Vorbereitungen nun schon zwanzig Jahre dauern ... Wie lange bist du schon hier?»

«Mehrere Jahrhunderte», sagte der Ritter. «Lass mich nachrechnen. Wir schreiben 1244, und ich kam aus Asien im neunten Jahrhundert ... ja, in Wahrheit sind es nur Minuten ...»

Der Frühling und der Sommer gingen vorüber. Sie vergingen unter den Gesängen des Troubadours. Gesänge wie dieser:

Lanquan li jorn son lonc en may
M'es belhs dous chans d'auzelhs de lonh,
E quan mi suy partitz de lay
Remebram d'un'amour de lonh:
Vau de talan embroncx e clis
Si que chans ni flors d'albespis
Nom platz plus que l'yverns gelatz.*

*Wenn der Tag im Mai ist lang
Erfreut mich der Vögel ferner Gesang
Doch hab ich mich davon gemacht
Als ich an meine alte Liebe gedacht
Geh betrübt, mit hängenden Schritten
Und weder Gesang noch Weissdornblüten
Gefallen mir mehr als des Winters Frost
Nach Jaufré Rudel (12. Jahrhundert) (A.d.Ü.)

Es fing an zu schneien. Eiszapfen wuchsen in der Höhle. Aber der Ritter spürte die Kälte nicht, denn er war nicht mehr dort. Er war in einem besonderen Zustand, wie in einem Traum, unterwegs.

Das erste Mal führte ihn der Ausflug direkt zum Fusse eines Berges, den er längs eines schmalen Pfades erstieg. Am steilen Gipfel sah er ein Steinhaus. Er kam zu einem Vorplatz mit einigen grossen Toren. Sie öffneten sich, und er sah einen Tunnel, der in den Berg hineinführte. Er konnte unbehindert hindurchgehen, denn im Tunnel war Licht, obschon keine Fackel zu sehen war. Am Ende dieses Ganges war ein runder Raum. Ein weiteres Tor ging auf, und der Ritter sah in ein Zimmer hinein, wo Spiegel das Licht zurückwarfen. Es öffnete sich nach oben, dem Gipfel zu, in der Mitte des Berges. Der Ritter stieg hinein und verstand, dass dies weder in seiner Zeit noch in der von Montségur sein konnte. Er war durch Jahrhunderte gegangen und auf einen anderen Berg gestiegen – einem Gegenstück auf der anderen Seite des Geschehens. Von dort oben schaute ihm jemand durch ein langes Rohr zu, das er mit beiden Händen ans Auge hielt. Als dieser ihn kommen sah, rief er:

«Wanderer, folge deinem Weg, kehr zurück in deine Zeit!»

Unten, am Fusse des Berges, war ein grosser See mit dunklem, grünem Wasser.

Auch wenn dies nicht Montségur war und auch nicht in der Zeit von Montségur, musste es etwas damit zu tun haben. Was hätte sonst den Ritter dorthin gezogen?

In einem neuen Versuch erreichte er schliesslich sein Ziel. Er gelangte in jenen Raum, zur Erscheinung, die in diesem Raum stand – doch wieder irrte er sich in der Zeit.

Was er oben auf dem Berge sah, war eine Ruine. Die Ruine von Montségur. Es waren nur noch Teile der Mauern übrig. Vom Fusse des Berges betrachtete sie der Ritter. Der Tag war von einer durchsichtigen Helligkeit. Das Licht glitzerte auf Eis und Schnee. Er fing an zu klettern. Er kam

zu einer Steinsäule, in der einige Worte und ein Datum eingeritzt waren. In der Ferne sah er noch die Mauerreste. Er nahm den Pfad, der bis zum Gipfel führte und kam anfänglich ohne Schwierigkeiten voran. Doch bald fing er an, auf dem Eis des Hanges auszurutschen, und er kam nicht mehr weiter.

Niedergeschlagen und voller Trauer verliess er diesen Ort. Von Zeit zu Zeit blickte er zurück.

Er blieb an einer Wegbiegung stehen, um die Ruinen der Burg ein letztes Mal zu schauen. An diesem Tag herrschte vollständige Einsamkeit. Es gab nur die Überreste der alten Mauern von Montségur. Dort oben ragten Arme flehentlich gen Himmel. Von seinem Standort aus gesehen, schien es, als bringe ihm das schimmernde Licht von dort eine Botschaft voller Klarheit und ungeahnter Liebe.

Das Bild dieser Steinarme oben auf der Ruine, die fast an Flügel erinnerten, gegen einen verschneiten Himmel, rührten ihn zutiefst. Er konnte seinen Blick lange nicht vom Berg lösen. Er gab sich dieser Botschaft ganz hin, damit dieser Moment so lange wie möglich dauere.

Er war wieder in die falsche Zeit geraten, schon ehe er den Gipfel erblickte. Die Botschaft zeigte ihm aber, dass man ihn dort oben gesehen hatte und auf ihn wartete. Er war nur noch nicht bereit. Er musste wieder zur Höhle zurück und noch länger beim Gesicht der Mutter verweilen.

Das Gesicht war nicht mehr da. Er suchte es eifrig in den Rissen des Gesteins und brach die Eisschicht mit blossen Händen auf. Er fragte sich, ob die Frau, die in die Höhle kam und sich das Gesicht wie eine Maske aufgesetzt hatte, es nicht mitgenommen habe. In diesem Fall musste er sie suchen gehen.

Es erschien ihm eine Lichtgestalt.

Mit nackten Füssen und von einem weissen Hemd bedeckt überschritt sie die Schwelle, fast ohne den Boden

zu berühren und ohne sich an den Eiszäpfen zu stossen. Mit ausgestreckten Armen und festem Blick schritt diese Gestalt bis zum Ende der Höhle, zu der dunklen Ecke, und setzte sich dort für einen Augenblick unbeweglich nieder. Es ging ein mildes Licht von ihren Gliedmassen aus.

«Ich hörte deinen Ruf und komme, dich zu bitten, mich vom Schlaf zu erlösen. Ich schlafe seit ewigen Zeiten. Solange ich nicht in meiner Höhle erwache, kann Montségur nicht zerstört werden.»

«Ich bin gekommen, um für Montségur zu kämpfen», erwiderte der Ritter.

«Die Zerstörung Montségurs ist seine Rettung.»

Sie erhob sich, die Arme immer noch ausgestreckt und wandte sich ab, um wie auf einem weissen Lichtstrahl davonzugehen. Ein schwerer Blumengeruch, wie von alten Gräbern, blieb in der Luft der Höhle hängen.

Die Tränen liefen dem Ritter über das Gesicht, denn auf den feinen Händen der Gestalt hatte er zwischen den zarten Fingern einen weissen Fleck gesehen.

«Aussatz! Ich erkenne den alten Aussatz wieder!» rief er aus.

Er fiel auf die Knie:

«Ich werde deinem Befehl gehorchen! Ich werde dich wecken, auch wenn es Montségur zerstören wird. Denn ich wünsche nicht, dass der Himmel mir hilft oder mir Seligkeit schenkt, wenn dies nicht durch dich geschieht! ...»

Man sagt, sie schliefe schon seit vielen Jahrhunderten im Innern des Berges, auf dem die Burg Monségur gebaut wurde. Dort hatten sie die Vollkommenen gefunden, und sie liessen sie schlafen, denn sie wussten, dass ihr Erwachen das Feuer entfachen würde, das Montségur samt seinen Zellen zerstören würde. Und doch erwarteten sie dieses Ereignis mit innerer Ruhe, in jenem abgeklärten Zustand, den man Schicksalsbereitschaft nennt.

Die Burg besass einen Geheimgang, der ins Innere des Berges führte. Dort unten, auf einem steinernen Bett in

einem viereckigen Raum, im Innern eines Kreises und in einem besonderen Fluidum, von einem durchsichtigen Schleier bedeckt, wie der einer Braut, schlief sie. Sie hielt die Hände übereinander auf der Brust verschränkt, und ihr lockiges Haar wallte bis zu ihren Hüften nieder. Ihre schneeweissen Füsse waren nackt, und von ihrem ganzen Wesen ging eine Schwingung aus, die wie Eis brannte. Daran erkannte man, dass sie schlief und nicht tot war.

Um Mitternacht stand sie manchmal auf und stieg lautlos und schlafend den gewundenen Gang hinauf, bis zum Gipfel des Berges. Die Vollkommenen, die sie dauernd beobachteten, wussten sofort, dass sie von ihrem Bette aufgestanden war, ihre Gruft verlassen hatte und zu ihnen hinaufstieg. Aber sie taten und sagten nichts, sondern vertieften nur ihre Konzentration. In der Burg spürte mehr als ein Ritter und mehr als ein Diener eine weisse Gestalt durch die Räume schreiten und sah, wie sie sich dem Feuer im grossen Saal näherte, wie wenn sie dort ihre Glieder nur einen Augenblick wärmen wolle, um dann wieder durch die schmalen Gänge weiterzugehen, welche vom Sternenlicht kaum beleuchtet wurden, bis sie oben auf einem hohen Wachturm neben einem Posten stehen blieb. Mehr als einer seufzte im Schlaf, wenn er sie so vorbeischreiten fühlte.

Und dort, im höchsten Turm, schaute sie in die Ferne, mit ihren leeren Augen das Tal und den Wald absuchend, ob ihr Ritter endlich käme.

Nach ihrem ersten Besuch kam sie lange nicht mehr.

Doch kam der Troubadour mit seiner Laute, und setzte sich unter einen schneebedeckten Baum. Er erklärte:

«Dieser Weg, den du nun wieder betretest, wurde dem ersten Troubadour durch einen Falken offenbart, der auf einem goldenen Ast des ältesten Baumes von Eden sass. Heute bist du der Anwärter ... Nur wer bereit ist, findet Montségur.»

Schliesslich kam sie dann wieder. Ohne in die Höhle einzutreten, sagte sie:

«Setzen wir uns hier eine Weile nieder, um miteinander zu sprechen. Du siehst, dass ich dir ganz zur Verfügung stehe. Ich wehre mich nicht gegen dich. Du bist anmutig und schön.»

Daraufhin öffnete der Ritter ihr sein Herz:

«Deine 'schlafenden Augen können deine Schönheit nicht sehen, doch werden meine Worte irgendeinen Weg durch deinen Schlaf finden. Deine Füsse sind klein und fein und hinterlassen Blutflecken im Schnee. Auch haftet Sand der Wüste an ihnen. Deine langen Beine sind Tempelsäulen und Pfade, die ich begehen muss. Dein Bauch ist der Altar, auf dem die Völker der Ferne opfern. Deine Brust ist der Gipfel des Berges, wo du schläfst. Deine Stirn ist wie die Mondscheibe, sie ist das Tor zur Burg, in die ich einzutreten begehre. Deine Augen sind die Brücke, die ich noch nicht überschreiten kann und die Botschaft, die mich in der sternenlosen Nacht erreicht. Deine weissen Hände, deine feinen Finger, tragen die Spuren der Gräber, die du verzweifelt aufzubrechen suchst, Zeichen der Jahrhunderte ...»

Der Ritter schwieg. Sie stand mit einem Schauer auf und suchte ihn mit ausgestreckten Armen, mit ihren Händen, die sich in der dünnen Luft bewegten und sein Gesicht finden wollten.

«Schöner Freund, wenn du je mein würdest ...! Ach, wäre mir nur eine einzige Nacht gegeben, in der ich mich an deine Seite legen und dich in meinen nackten Armen halten könnte, ich gäbe dir mein Herz, meine Seele, meine Augen und mein Leben!»

Ihre Hände fanden sein Gesicht. Sie tastete es zärtlich ab. Sie zog ihn sanft an sich. Leise seufzend berührte sie mit ihren Lippen die seinen.

Dann ging sie, ohne das Eis unter ihr zu berühren.

Der allgegenwärtige Troubadour kam, um ihm Speisen zu bringen und das Feuer am Brennen zu erhalten.

«Die Liebesburg hat fünf Eingänge», sagte er. «Es

bleiben dir noch drei zu finden. Dieses Mal werde ich nicht singen, denn es ist dem, was hier gesagt wurde, nichts hinzuzufügen.»

Die Verzückung füllte nunmehr die Tage des Ritters mit einem besonderen Leuchten und einer lieblichen Wärme. Wenn er durch den verschneiten Wald ging, entdeckte er einen besonderen Sinn im Fall einer Schneeflocke, im plötzlichen Aufflug eines Vogels und in dessen Ruf von den Baumwipfeln hinunter, und er konnte den zarten Kuss keinen Augenblick vergessen, den er von der Schlafenden bekommen hatte. Er lebte mehr in ihr, als in sich selbst und war in diesen hohen, einsamen Gegenden vom Duft ihres Schlafes umgeben.

Der Troubadour kam mit der Nachricht ihres nächsten Besuchs.

«Bereite dich vor. Heute wird sie wiederkommen und dir ein Geschenk des Himmels bringen.»

Er spürte sie von weitem kommen, nahm die Bewegung ihrer Hände, als sie sich von ihrem Schleier befreite, und den leidvollen Seufzer der Schlafenden in ihrer Steingruft im Innern des Berges wahr. Er hörte sie aufstehen und mit ihren leisen Schritten durch die im Halbdunkel liegenden Gänge schreiten. Er spürte, wie sie sich dem Feuer näherte und dieses anfachte, und wie die Ritter und Wachen seufzten, die ihre Schritte ebenfalls hörten. Er fühlte ihre eisige Ausstrahlung, ihre schlafwandlerische Gegenwart. Je mehr sie sich dem Walde und seiner Höhle näherte, desto mehr stieg ein Zittern in ihm auf, wie eine Lähmung, die er kaum zu überwinden vermochte. Und es war so, dass er sie kommen sah.

Sie schaute ihn an, ohne ihn zu sehen. Sie liess ihre Gewänder langsam fallen. Zuerst entblösste sie ihre Schultern, dann die Brüste und den Bauch, bis sie schliesslich nackt dastand, bebend, mit dem siegesbewussten Lächeln des Gesichts der Mutter der Eiszeit.

Regungslos und mit übernatürlicher Ehrfurcht betrach-

tete der Ritter den nackten Körper seiner Meisterin und wiederholte die ganze Zeit ein einziges Wort. Ihr Körper gab einen unmerklichen Stoff ab, der sie mit ihm verband.

Ohne Worte enthüllte sie ihm einen Teil des Geheimnisses.

Wann ist dieser bleiche Winter vorüber, wann schmilzt der Schnee und stürzen die Bäche ins Tal? Wird die Nachtigall je wieder singen?

Diese unbarmherzige Frage hing wie ein Schwert über den Gipfeln.

Sie kam wieder. Sie ging unbeirrt zum einfachen Bett aus Ästen und Häuten. Sie kam nackt. Mit ihren zarten Händen zog sie den Ritter aus. Sie legte sich an seine Seite, kreuzte die Arme über der Brust, festigte den Blick ihrer weit offenen Augen auf die Decke der Höhle und sagte im Schlafe:

«Ritter, ich bin es nicht, die kommt, sondern du bist an mein Bett gegangen, im Berge. Du bist in den Kreis meiner steinernen Gruft getreten, worin ich tot liege, oder vielleicht auch nur schlafend. Ich vertraue darauf, dass du mich weckst und nur das tust, was dir erlaubt ist. Ich brauche deine Zärtlichkeit. Fang mit meinem Haar an, fasse dann sanft an meine Brüste. Verweile dort ein bisschen. Es gibt zwei kleine Früchte dort, die sich öffnen, wenn sie von deinen Fingerspitzen berührt werden und auch von deinen Lippen. Gehe dann zum Bauch weiter, er ist wie der tiefe Himmel in der Nacht. Lege hier deinen Kopf nieder und höre, wie ein dunkles Herz dort schlägt. Wenn nun deine zitternden Hände zu meinen Schenkeln kommen, sollst du wissen, dass dort immer ein Engel wartet. Er gibt dir Zuflucht in meinen Knien. Ach, wie schön das ist! Geh weiter zu meinen Füssen, zwei frierenden Vögelein ...»

Sie zitterte so, dass ihr beinahe der Schlaf verging. Fast wach, näherte sie ihren Körper dem des Ritters und umarmte ihn derart, dass all die Wärme in ihn zurückfloss, die sie ihm zuvor entzogen hatte. Ihre Hände streichelten ihn

und rührten in diesem Mann an noch schlafende Zentren. So erweckten die Hände der Frau das andere Fleisch.

Mit grosser Kraft verbannte er seine Gedanken. Er verstand, dass er sie gewähren lassen musste. Ein Fehler, ein Zeichen von Übereifer, und alles wäre für immer verloren. Sie war noch nicht richtig aus ihrem tiefen Schlaf erwacht. Montségur war noch nicht vom Feuer verschlungen. Wieviele Liebende scheitern nicht an dieser letzten Prüfung des *Asag,* ohne die Schlafende wecken zu können!

«Geliebter, lege deinen Kopf an meine Brust. Erwach auch du aus deinem Schlaf. Wir werden von nun an im Wachtraum leben.»

Das Gesicht erschien wieder, hinten in der Höhle. Mit einem neckischen Ausdruck und doch rein löste es sich auf.

«Komm, nimm mich wie ein Krieger! Ich gebe dir mein Herz, auf dass du es verschlingst. Lass uns unser Blut trinken!»

«Es ist spät», antwortete der Krieger. «Vielleicht wenn du früher gekommen wärst, oder wenn du nicht gegangen wärst ... Die Liebe kennt nur einen Wunsch: die Verschmelzung der Herzen.»

Das Gesicht verschwand im Felsen.

Die nunmehr Erwachte kehrte darauf zurück. Sie nahm ihn in ihre Arme und küsste ihn hauchend mit halboffenen Lippen.

So schenkte sie ihm ihr Herz.

«Mit diesem Kuss, mein Freund, gebe ich dir mein Herz. Nun hast du zwei Herzen. Gib mir deins, damit ich leben kann!»

Der Ritter erwiderte den Kuss, und ebenfalls hauchend, gab er ihr sein Herz.

Später sass er am Eingang der Höhle und dachte über das Geschehene nach:

«Mein Herz ist nun in ihr, mein ganzes Herz, und meine Seele folgt ihm nach. Das Herz ist der Spiegel, in dem der Liebende seine Geliebte sieht.»

Er war in Montségur eingetreten. Er ging mit ihr dort hinein, mit der Frau, die sein Herz besass. Und doch brauchte er die Höhle nicht zu verlassen, denn er lebte nunmehr gleichzeitig hier und dort. Er wusste, was sie tat, und ganz besonders, was sie fühlte. Und sie war in ihm. Beide dachten sie mit ihren Herzen, und sie hatten diese Orte ihres Denkens ausgetauscht. Ein Zentrum an dieser Stelle hatte sich mit dem Erwachen geöffnet. Er fing an, ihre Träume zu träumen, das mit ihr zu teilen, was sie sah. Und sie träumte seine Träume. Er besass nun das Herz einer Frau und sie das eines Mannes. Und diese Herzen hatten Körper. Sein Herz hatte ihren Körper und ihr Gesicht, und umgekehrt. Die Herzen, die so ein grösseres Mass an Leben erlangten, waren nunmehr zusammen ein Herz mit Flügeln, das sich durch den Raum bewegte und sogleich Burg und Höhle besuchte – den Gipfel und den Fuss des Berges. Die feindlichen Heere konnten es weder besiegen noch zurückhalten. Es war etwas Feinstoffliches entstanden, wie ein Luftkörper, der sie beide durchdrang und in ihnen lebendig wurde, sodass er jetzt sie und sie er war.

Schliesslich verging der Schnee in den Pyrenäen. Der Ritter verliess die Höhle und ging nach Montségur. Sein Herz kannte nun diesen Weg, und er konnte sich nicht mehr verirren.

Der Troubadour kam hinzu und begleitete ihn. Der Ritter begrüsste ihn und sprach:

«Auf in den Kampf! Wir werden in uns alles Vergängliche zerstören! Singe ein Lied, das uns helfen soll, die feindlichen Reihen zu durchqueren.»

Der Troubadour schlug seine Laute an und sang:

Wie erfreut mich die schöne Zeit,
die Blumen und Blätter uns bringt.
Es erfreut mich der liebliche Klang,
den Vögel im Walde uns singen.

Und gern' seh' ich auf Wiesengrund
die Truppen zum Kampfe gelagert.
Ich seh' mit grosser Freude
die Ritter und die Pferde
bewaffnet auf dem Felde.
Es stärkt meinen Mut zu sehen,
die Burg so gar belagert,
die vollen Schützengraben,
die laufen ringsherum.
Es freut mich dann besonders,
wenn ein Edelherr als erster
erobernd dort einbricht.
Zu Pferde, furchtlos, gut bewaffnet,
erfreuet mich sein tapferer Mut.

Und wenn die Pferde ziellos laufen
und nach ihren Herren wiehern,
verlassen zwischen den Bäumen,
sag ich dir nur: In Frieden ruh'!

Sie folgten dem Bergpfad bis zum steilen Gipfel. Bald standen sie vor dem Eingang der Burg Montségur.

Am anderen Ende, an der Schwelle, wartete sie.

«Ich bin du», sagte sie.

Und jetzt konnte er diese Schwelle überschreiten.

Der Troubadour folgte dem Ritter hinein, als wäre er sein Schatten. Doch dabei blieb es. Bevor er verschwand, sagte er dem Ritter:

«Deine Liebesgeschichte ist nicht wie unsere. Sie ist viel älter und viel geheimer. Sie ist die Sage der Liebe ohne Liebe, die sich in der Sintflut verliert. Ich kann sie nur erahnen. In unseren Liebesgeschichten gibt es keinen Ritter, sondern eine Königin und ihren Untertan. Aber deine schlafende Frau ist eine Königin, die aus Liebe zu einem ihr ebenbürtigen König durch die Zeitalter zieht.»

Damit verabschiedete sich der Troubadour.

Der Ritter ging seinen Weg weiter, geführt von seiner Dame.

Im grossen, viereckigen Burgsaal, um einen runden Tisch gesessen, empfingen sie die Schutzherren Montségurs. Jeder hatte eine Frau zu seiner Seite.

Seine Dame durchquerte den Kreis. Er aber blieb stehen und wartete. Sie fragte ihn:

«Mein lieber Freund, was ist mit meinem Herzen geschehen?»

«Es schlägt hier, in meiner Brust, liebe Frau, und macht zwei Schläge auf einmal, die deinen und meinen Namen wiederholen. Es ist ein Spiegel, eine Sanduhr, durch die ich erfahre, was mir noch fehlt ...»

Es gab ein Zeichen von Anerkennung im Kreise. Nun konnte auch er dort eintreten und sich neben seiner Dame hinsetzen, und somit Teil der kleinen Gruppe werden, die in der letzten Schlacht um Montségur die Burg verteidigen würde.

Man zeigte ihm die Klausen, die Einrichtungen im Turm und die geheimen Gänge. Man unterrichtete ihn auch über den Raum im Innern des Berges, wo, seit Jahrhunderten bewacht, der Schatz der Katharer verborgen liegt.

Von den hohen Zinnen aus zeigte man ihm Gipfel und Täler. Im schwachen Licht der Abenddämmerung erklärte man ihm:

«Die Sonne ruht auf diesen Gipfeln, die seit Jahrhunderten der Zuflucht von reinen Männern und Magiern sind. Als die grossen Gewässer den in der Mitte gelegenen Kontinent der Gottmenschen überfluteten, als der dritte Mond auf die Erde fiel, wurden hier die vor der Sintflut geretteten Schlüssel aufbewahrt. Sie wandern von Welt zu Welt. Das, was der Gral genannt wird, ist ein himmlischer Stein, der auf unser Gestirn fiel, als die Krone Luzifers im himmlischen Kampf in tausend Stücke zerbarst. Nur wenn es uns gelingt, die zerstreuten Stücke wieder zusammenzufügen, wird Luzifer gesühnt sein. Denn er ist der Morgenstern, der Stern von

*Elella**, der Beschützer unserer Liebe. Der Stein, der hier fiel, ist grundlegend für die Wiederherstellung der Krone. Er leuchtet stärker als die Sonne, er ist kaltes Feuer, weisses Licht. Seine Berührung vereinigt das Zerstreute und führt zum Ursprung zurück. Nur diejenigen, die den Weg zurückverfolgen, finden ihn. Er vereinigt auch alles, was sich in dir getrennt hat – denn du selbst bist die zersprungene Krone, die über den Himmel versäten Sterne. Dieser geheime Glücksstern verbindet uns alle im Stern von *Elella*. In jedem Gestirn des Alls liegt ein Stück der zerbrochenen Krone, und die Menschheit muss das Stück suchen, das in dieser Erde verborgen liegt. Doch nur wenn sie es gefunden hat, kann sie auch in ihrer kosmischen Suche Erfolg haben. Dieser Schatz ist von Hand zu Hand gegangen. Er kam aus dem Osten und wurde dort durch das südliche Tor eines Berges hinausgebracht, der in Wirklichkeit ein Tempel war. In diesem Stein ist ihr Geheimnis in einer Sprache eingeritzt, die niemand versteht, mit Schriftzeichen, die niemand deuten kann. Wenn Montségur fällt und der Stein in ferne Gegenden getragen wird, werden seine Schwingungen, wird seine unenthüllte Geschichte, immer noch die Seelen der Pilger verwandeln, die diese Ruinen besuchen ...»

Die feine Hand, mit dem bleichen Fleck zwischen Ring- und Mittelfinger, erhob sich gegen die sinkende Sonne, um auf den entfernten Gipfel zu weisen:

«Dort befinden sich die Höhlen des Schwarzen Gebirges, wo die Sucher vorbereitet werden. Von diesem Gebirge trennt uns der See des Todes. Wenn Montségur im Feuer vergangen sein wird, muss der Schatz von einem Zentrum zum anderen wandern, bis er schliesslich einen Berg auf der Venus erreicht – sein letzter Zufluchtsort – wo wir mit dem irdischen Teil die Krone wiederherstellen werden, in ihrer ursprünglichen Pracht.»

*Elella bedeutet «er-sie» und weist auf den androgynen Zustand einer vollständigen Einheit von Mann und Frau hin. *(A.d.Ü.)*

Er ging immer wieder durch die Burg, von ihren unterirdischen Räumen bis zu den höchsten Turmspitzen, doch trat er nie durch das nördliche Tor.

«Ich kenne diese Burg nun gut», sagte er, «denn ich habe sie manches Mal durchlaufen; ich fühle mich als Gefangener, wie wenn ich, wohin ich auch gehe, auf einen hohen Punkt stossen würde, auf den höchsten Turm. Ich glaube, ich muss vor dem Endkampf durch das nördliche Tor gehen und die Vollkommenen besuchen, damit sie mich vorbereiten. Zeig mir, wie man dort hindurch kommt ...»

Sie führte ihn zur Schwelle des nördlichen Tors von Montségur. Und er wusste, dass er alleine weitergehen musste.

An dem Steilhang war die Luft dünn und rein. Eine Gruppe von kleinen Hütten stand zwischen Steinen und sparsamem Grün. Ein bläuliches Licht lag über der Gegend, und man spürte einen leisen Wind.

Auf dem Gipfel lag noch etwas Schnee. Er ging auf eine Hütte zu, die am Rande des Abgrunds stand. Sie hatte keine Fenster, und ihre schmale Türe stand offen. Ein blendendes Licht hielt ihn an der Schwelle zurück. Dort sass mit aufrechtem Körper und gekreuzten Beinen der Vollkommene auf dem Boden. Seine Augen waren offen und ausdruckslos; ein Lächeln, das nicht vom Munde kam, sondern im Licht lag, das ihn umgab und von ihm ausging, forderte den Ritter auf einzutreten. Vielleicht war der Vollkommene nicht wirklich dort, denn als er sprach, kam die Stimme nicht aus seinem Mund, der sich nicht bewegte, sondern von irgendwo über ihm.

«Diaus vos benesiga!»*

Er blieb lange still. Das Sprechen fiel ihm schwer. Seine Zunge und Lippen waren wie aus Stein.

«Ich möchte wissen, wo wir sind», brachte er schliesslich hervor.

* Der Katharergruss, in der alten, provenzalischen Sprache – «Gott segne euch!» *(A.d.Ü.)*

«Verstehst du nicht, Reisender», antwortete die Stimme, «dass du die Ruine einer Burg betrittst, die vor siebenhundert Jahren zerstört wurde? Und dass alles, was du in der Burg gesehen hast, nur der Schatten ist von dem, was einmal auf Erden war und heute vom Licht eines Sternes überbracht wird? Dorthin gehöre auch ich. In Wirklichkeit bist du in die Zukunft gekommen. Ich muss mich darüber wundern, dass du die verwirrenden Ebenen des Lichtes zu durchwandern vermochtest. Du hast dich verirrt, oder hast dich in eine Parallelzeit versetzt, in der Montségur ebenfalls besteht und sich die gleiche Geschichte seines Falls ewig wiederholt, jedoch mit einer anderen Intensität. Es gibt parallele Zeiten, Ebenen die sich nicht berühren, obwohl sie ineinandergleiten – es gibt ähnliche, gleichzeitige Geschehen, wie Echos von Glocken in geschlossenen Welten, die sich gegenseitig nicht beeinflussen. Darum ist, was auf Erden geschieht, anderswo schon vorher geschehen oder gleichzeitig, in irgendeiner anderen Lichtstärke, auf ähnliche Weise und doch anders. Wir befinden uns hier in jenem anderen Geschehen um Montségur, du und ich, gleich, doch innerlich anders.»

Immer noch wie von oben, vom Dach der Hütte kommend, und, wer weiss, aus jener anderen, ähnlichen Zeit, sprach die Stimme des Vollkommenen weiter:

«Wir sind gegen die Ehe und die Vereinigung der Körper, denn sie bringen lediglich den Sohn des Lebens hervor, doch sind wir nicht gegen die Vereinigung des Geistes, der geistigen Ehe, wie sie im geheimen Vorgang in der Einweihungskammer vollzogen wird. Dies war das nicht enthüllte Geheimnis, der Schatz der Katharer.»

Man erzählt sich, dass kurz vor dem Fall der Burg vier Ritter sich vom obersten Turm mittels eines silbernen Seils, das sie sicher trug, hinunterlassen konnten. Sie trugen den Glücksbringer, den Schatz, mit sich. Die Namen dreier dieser Ritter sind bekannt, den vierten jedoch, kennt keiner.



III

Die Anden



Die Mittagsonne drang sanft glitzernd zwischen Blätter und Farn. Tannen, Buchen und rote Copihues* waren von zitternden Regentropfen bedeckt. Das Halbdunkel war vom Duft der nassen Erde durchdrungen, der zusammen mit dem stetigen Flimmern des Lichtes zur Musik des Waldes wurde.

«Dieser Wald ist rein», dachte der Mann, «seine Gefahren betreffen nur die Seele, sie liegen in der Sehnsucht, die dieses Licht erweckt und in den Stämmen unsichtbarer Wesen, die in ihm zu wohnen scheinen.»

Sein Pferd, mit einem weissen Stern auf der Stirn, sah die geisterhaften Erscheinungen vielleicht, denn es blähte die Nüstern und wieherte. Sie nahmen einen Pfad, der zuerst durch eine Lichtung und dann aus dem Wald hinausführte. In der Ferne, jenseits des Tales, breiteten sich die schneebedeckten Gipfel der Anden aus.

In der Dämmerung hielt der Mann an. Er band sein Pferd an den Ast eines Baumes und begann zu einer Öffnung im Berghang hinaufzuklettern. Er sah eine Gestalt, die ihm mit ausgestreckten Armen entgegenkam. Es bedeckte sie ein Poncho, der im Abendwind flatterte. Es war ein bärtiger Alter mit langem Haar. Als sie einander auf halbem Wege auf dem Hang begegneten, schien dieser ihn nicht zu sehen. Er legte seine Hände zuerst auf seine Schultern, von wo er sie dann zu seinem Gesicht hinaufhob und es abtastete. Sie hielten bei seinem Haar inne.

Es überkam ihn ein merkwürdiges Gefühl, wie wenn ihm das schon einmal geschehen war, und diese Hände den Formen seines Gesichtes bereits einmal nachgefahren waren.

Sie sassen beim Feuer. Der alte Mann hatte blaue, doch tote Augen. Der Mann sprach:

«Es wundert mich nicht, dass du blind bist, doch wohl, dass du weiss bist. Ich erwartete, hier einen Mapuche mit strähnigem Haar vorzufinden.»

«Du solltest mir sagen, was dich herführt», sagte der Alte.

*die chilenische Nationalblume, *Lapagenia rosea* (A.d.Ü.)

«Man hat mir gesagt, dass im Süden ein Kräuterkundiger wohnt. Ich suche das Kraut der Gesundheit, um es einer Freundin zu bringen. Vielleicht gibt es eine heilbringende Wurzel, die sie retten kann.»

«Kein Kraut kann ihr helfen. Ihre Krankheit hat mit ihrem schwindenden Blut zu tun. Die Kräuter und Metalle haben besondere Beziehungen zu den Körperorganen. Das Lungenkraut ist faserig, wie die Lunge selbst. Die Copihue ist eine glockenförmige Blume des Blutes. Die Rose ist geronnenes Blut. Irgendwo in diesem Gebirge liegt ein Toter mit einer Rose in der Brust ...»

«Ich kam auf der Suche nach einem Heilmittel ...»

«Der Leinzeisig hat eine rote Brust. Er hilft mir, das Mittel zu finden. Du brauchst es ihr nicht zu bringen, sie muss es nicht einnehmen. Es genügt, wenn du das Kraut berührst und dann die Hände auf ihre Brust legst. Die Krankheit ist nicht im sichtbaren Leib, sondern in ihren anderen Körpern und kommt von einer Unausgewogenheit zwischen diesen Körpern und den hauchartigen Strömungen, welche sie verbinden – es ist eine Störung in diesen Strömungen. Die Sterne haben auch damit zu tun. Welches ist ihr Stein?»

«Der Topas.»

«Vom Südpol geht eine gelbrote Strömung aus. Dieser Pol stellt die Geschlechtsorgane der Erde dar. Auch die linke Seite des Mannes gibt ein rotgelbes Licht ab.»

«Es wundert mich, dass du ein Weisser bist ...»

«Auch Quetzalcoatl war Weisser ... Weisst du, wie der wirkliche Name Amerikas lautet? Albania – die weisse Erde, das Land der weissen Götter. In Albania liegt ein Schatz verborgen, der nicht stofflich ist, sondern ein Gold, welches man trinkt ... Ist es nicht das, was du für deine Freundin suchst? Es ist aber besser, wenn du es ihr zu trinken gibst, wenn sie schon tot ist ... Es gibt zwei Wege: Einer ist trocken und sehr kurz, der andere ist der feuchte Weg und der schwierigere, denn es ist der der Tränen.»

Der alte Mann verstummte.

Der Mann erinnerte sich: «Irgendwann habe ich Blätt-

chen aus Gold und Silber gegessen. Es gibt ein Land, wo man Gold und Silber isst.»

Das Flackern der Flammen liess die flüchtigen Schatten im Gesicht des alten Mannes stärker hervortreten.

«Bring ihr diese dem Feuer entsprungene Blume.»

Der Mann ging langsam durch die Stadt. Die Dämmerung senkte sich über die nahen Gipfel. Er erreichte die Haustüre, als es Nacht wurde. Sie kam, um ihm zu öffnen, und führte ihn an der Hand durch den dunklen Gang.

Eine eingeweihte Liebe verband sie, die Suche nach einem mystischen Lebensinhalt. Sie gehörte einem anderen Orden an als er, doch irgendwie schienen sich ihre Schicksale schon von Anfang an verbunden zu haben. Nun näherten sie sich einem Punkt, an dem sich ihre Wege kreuzten.

Er führte sie zu ihrem Schlafzimmer und legte sie ins Bett. Er zog ihr ein weisses Hemd an. Eine Silberspange hielt ihr goldenes Haar zusammen. Sie hob die Arme um es zu ordnen. Ihre langen, feinen Finger verloren sich einen Augenblick lang im weichen Haar. So verharrte sie nachdenklich, wie abwesend. Und so schaute sie ihn an. Er kannte diesen besonderen Blick gut, der Abend für Abend in ihr Gesicht trat.

«Wohin bist du gegangen?»

«Nach Süden. Ich traf einen Einsiedler, der mir diese Blume für dich gab. Es ist eine Blume, die nie welkt.»

«Was hat er dir gesagt?»

«Dass Amerika Albania heisst, das Land der Weissen Götter, das Land von Quetzalcoatl, Kontiki und Viracoche. Hast du das schon einmal gehört?»

«Ja.»

«Ich möchte gerne mehr darüber wissen», sagte er.

Er sass auf dem Bett. Sie nahm seine Hand.

«Im Buch Enoch, ein Buch, das noch vor der Sintflut geschrieben wurde, wird von einem Volk mit Haar wie Wolle und durchsichtiger Haut berichtet. Diese Menschen entstammten nicht unserer Erde, sie kamen von anderen

Welten. Somit gab es zwei Völker, das der Söhne der Erde und das der Söhne des Lichts und der Sterne. Enoch wurde in einem Feuerwagen von der Erde weggeführt. Vielleicht waren die Riesen, die auch in den alten Schriften erwähnt werden, die ersten Besucher aus anderen Welten. Sie errichteten die Steinbauten von Tihuanaca, die der Osterinsel, der Bretagne, von Stonehenge und viele andere. Sie halfen, die Erde und ihre Landgebiete zu gestalten. Kap Horn und die Säulen dort sind ihr Werk, wie auch Nan Matal im Pazifik, bei den Karolinischen Inseln, wo es etwa fünfzig künstliche Inseln gibt. Sie haben die ersten Täler und Gipfel geformt. Die Riesen waren zweigeschlechtlich, sie trugen die Frau in ihrem Herzen. Die rechte Seite ihres Körpers gab ein blaues Licht ab, die linke ein rotgelbes. Doch geschah etwas Unbekanntes, etwas, von dem man nichts genaues weiss. Vielleicht fiel ein Mond vom Himmel, obwohl dies merkwürdig erscheint, denn die Riesen konnten den Lauf der Gestirne mit der Kraft ihres Geistes lenken. Es gab eine alte Sonne und einen alten Mond, die nun nicht mehr da sind. Mit dem Erscheinen der neuen Sonne, verliessen die Riesen die Erde. Diejenigen, denen dies nicht rechtzeitig gelang, oder die nicht gehen wollten, verbargen sich in den Bergen, verliebt in dieses Gestirn. Dort erwarten sie die Rückkehr der alten Sonne. Man sagt auch, dass diese Katastrophe geschah, als sich die Riesen in die Töchter der Menschen verliebten und aufhörten Zwitter zu sein. Sie vertrieben die Frau aus ihrer Seite und brachten ein zweiheitliches Volk hervor, bei dem nur die Seele ausserirdisch war. So gibt es zwei Völker auf Erden. Die erste Hochkultur, die noch heute, durch eine besondere Kraft, die Vril genannt wird, die Verbindung mit den ausserirdischen Führern aufrechterhält, lebte in einem nördlichen Erdteil weiter, auf einer Polarinsel. Sie ist von durchsichtigen Eisbergen, wie aus Kristall, umgeben, mit einer grünen Oase in ihrer Mitte. Ihre Menschen haben eine weisse Haut und Haar wie Wolle. Das goldene Haar der Frauen wogte im Wind der Jahrhunderte. Die Priesterinnen

waren hellsichtig und erhielten die Verbindung mit den Ausserirdischen aufrecht. Das Wahrzeichen ihrer Herrschaft war der Mondstein und auch der Smaragd, Stein der Venus. Sie lehrten den Weg der magischen Liebe, der die Rückkehr der Riesen zur Erde herbeiführt. Den Rückweg des Pilgers, des verlorenen Sohns, der die alte Heimat gegen den Strom der Zeit sucht. Doch verschwand auch diese Hochkultur. Das Eiland wurde unbewohnbar, die Insel der Hyperboräer, das Thule der Sagen, zerfiel.»

«Vielleicht war dort der Garten der goldenen Äpfel, wo lächelnde Tiere lebten ...»

«Die Tiere lebten im Herzen des Menschen ... Doch gingen nicht alle Hyperboräer unter. Sie wanderten zu zwei geheimen Städten in den Himalayas aus, Agarthi und Shambhala. In der ersten lehrten sie den Weg der magischen Liebe, der durch die Sterne führt. In Agarthi hüteten sie den smaragdenen Stein, in den die Weisheit der Alten eingraviert war. In Shambhala übten sie sich in der Magie der Riesen, die Monumentalbauten möglich machte: die Säulen von Kap Horn, die Inseln des Pazifiks, das Tor des Tempels von Kalasasaya, die Felsengesichter der hohen Gipfel, die Verteilung von Meere und Erdteile und die Herrschaft über jene Kraft, die die Welten aufbauen und zerstören kann. Sie versuchten in Shambhala eine Mutation ihrer Art hervorzubringen, die es ihnen erlauben sollte, zu dem zurückzukehren, was vor der Vermischung mit den Söhnen der Menschen war ... Wie du wohl verstehst, ist diese Sage symbolisch, und sie weist auf einen Weg des inneren Aufstiegs hin. Die weissen, durchsichtigen Körper, das Haar wie Wolle und das goldene Haar der Eispriesterinnen sind nicht von dieser Welt, noch beziehen sie sich auf materielle Körper, sondern auf die unsichtbaren. Gibt man der Sage einen rein materiellen Sinn, indem man die Rückkehr in die verlorene Heimat wörtlich nimmt, läuft man Gefahr, alles zu zerstören.»

Sie war müde geworden, und ihr Atem ging schwerer, aber ihr Blick durchdrang die Nacht im Zimmer.

«Hier, im Süden der Welt, hat die Stadt verschiedene Namen. Sie ist Stadt der Cäsaren, Trapalanda, Paitete, Elelin und Gran Quivira genannt worden. Einige der spanischen Eroberer glaubten an ihre Existenz und kamen sie zu suchen, statt eines weltlichen Schatzes. Sie verfolgten die Stadt bis in die Eiswelt des Grossen Südens, dort wo der Geheime Westen liegt ...»

Sie hörte für eine Weile auf zu sprechen. Dann sagte sie:

«Du musst mir versprechen, dass du die Stadt suchen wirst. Denn nur eine bestimmte Anzahl kann in sie eintreten. Sobald ein Auserwählter den Weg verliert, tritt ein anderer an seine Stelle. Jemand, der sich einschleicht und sein Gesicht annimmt ...»

Trotz der fortgeschrittenen Stunde ging der Mann zum Hause seines Meisters. Er hatte den Eindruck, dass dieser ihn erwarte und über seine Gespräche mit dem Einsiedler und mit der Frau Bescheid wusste. Er fühlte das dringende Bedürfnis, dies zu bestätigen.

Er blieb zögernd im Dunkeln stehen, aber die Türe ging auf. Der Meister stand da, und er ging zur Seite, um ihn eintreten zu lassen.

Er stand wieder im kleinen Arbeitsraum des Meisters. Auf einem Pult lag das Buch des Ordens aufgeschlagen. Darin waren die Namen aller Mitglieder des Zweigs der Anden aufgeführt, auch der seine, eingeschrieben von der Hand des Meisters.

Unter gewissen Schwierigkeiten, die daher stammten, dass der Meister in dieser Nacht ein starkes Leuchten abgab, konnte er sein Gesicht betrachten. Er war mittelgross, weder gross noch klein, ausgewogen. Die Züge seines Gesichts deuteten auf Willensstärke und Edelmut.

«Meister, ich muss dir von meinen Erfahrungen berichten. Es ist lange her, dass ich dich aufsuchte; ich habe mich danach gesehnt, mit dir über sie sprechen zu können.»

Der Meister nickte mit dem Kopf.

Der Mann erzählte ihm sein Gespräch mit dem Einsied-

ler und auch das, was seine Freundin ihm gesagt hatte. Er erklärte ihm dann auch die Krankheit, die sie quälte, in der Hoffnung, dass der Meister ihr helfen würde.

Der Meister sass schweigend da und hörte ausdruckslos zu. Seine Güte ging über das Menschliche und das nur Allzumenschliche hinaus.

«Die Frau entweiht. Wir sind ein Kriegerorden. Herzensangelegenheiten, als intensive Erlebnisse, sollten überwunden sein. Der Mensch ist zweiheitlich, er trägt die Frau in sich. Der feinstoffliche Leib ist weiblich im Manne und männlich in der Frau. Der eingeweihte Mann braucht keine Frau im Äusseren, und die eingeweihte Frau keinen Mann. Sie genügen sich selbst. Was bedeutet uns diese Sage von der magischen Hochzeit, dem feuchten Weg? Ich glaube, dass du dieses Symbol schlecht verstehst und somit Gefahr läufst, deine Erdenzeit zu vergeuden. Die Hochzeit soll innen sein. Unser Kriegerorden interessiert sich für keine Lehre. Nur die Handlung auf Ebenen jenseits der Sinne, Krieg in dieser und anderen Welten; Krieg mit dir selbst, mit den Projektionen deines Geistes um die höchste Wirklichkeit des Seins zu erlangen und so wieder zum ganzen Menschen zu werden, zum Gottmenschen, zum Zaubermenschen, was etwas anderes als das Mystische oder Heilige ist. Wir sind ein Orden von tätigen Magiern und nicht von Mystikern. Ich habe dir das Schwert und das Wahrzeichen gegeben. Kämpfe. Das ist alles. Die Wahrzeichen des Ordens sind dazu da, die Veränderung hervorzurufen, denn sie wirken auf die verschiedenen Welten gleichzeitig ein, auf die unsichtbaren und auf die Parallelebenen. Ihre Spuren verbinden die Welten, ihre Schwingungen sind wie ein Vertrag. Das ist alles, was du wissen musst. Zeichne auf deine Brust das letzte Zeichen, das ich dir gab, richte dich ganz auf die Stelle zwischen den Augenbrauen, stelle alles Denken ein, jeden Wunsch, öffne das dritte Auge und löse dich von deinem physischen Körper. Das Zeichen wird dich auf die entsprechenden Ebenen projizieren. Es trägt dich zu den Siddhas von Agarthi und der Stadt der Cäsa-

ren. Trage das Schwert mit dir, um die feindlichen Kräfte zu bekämpfen, die dir auf deinem Weg begegnen werden. Unser Kampfzug vermeidet noch für eine Weile die sich nähernde Katastrophe, bis die genaue Zahl durch das grosse Tor gegangen ist, durch die drei offenen Pforten in Richtung des Geheimen Westens, wo das körperliche Licht stirbt und das geistige Licht geboren wird. Diese drei Türen, durch die du und ich einmal hinausgegangen sind.»

Er konnte nicht schlafen. Er konnte nicht aufhören, sich im Bett umherzuwälzen. Als das Licht des Morgens durch das Fenster kam, fiel er in einen leichten Schlummer. Es erschien ihm ein Jüngling, der eine Blume in der Hand trug. Er war schön, mit hoher Stirn. Er kam ans Bett und berührte ihn mit der Blume an der Brust. Dann beugte er sich hinab und küsste ihn auf die Wange. Ein Hauch von Kindheit durchflutete das Zimmer. «Wer bist du?» fragte er. «Ich bin dein Freund aus Kindestagen», antwortete der Jüngling. «Mein Körper ist gewachsen, doch meine Seele ist noch immer die eines Kindes. Liebe sie mit der Reinheit des Kusses, den ich somit erwidre.» Der Jüngling verschwand, und er sah sich wieder als Kind, wie er zusammen mit einem gleichalterigen Mädchen einen Felsen erkletterte. Plötzlich verlor das Mädchen den Halt auf dem Gestein. Er hielt sie fest, bis sein Griff langsam erlahmte. Und als das Mädchen fiel, sah er ihre aufgesperrten Augen in seine schauen. Ihr ganzes Leben lag in diesem Blick, der ihn durchbohrte, bis sie verschwand. Er spürte die Heftigkeit ihres Grauens.

Er warf sich im Bett hin und her und wachte auf. Dann versank er wieder in einen Schlaf, diesmal traumlos, aus dem er am späten Nachmittag erwachte.

Er ging durch die Strassen und dachte über seine Träume nach. Als Kind hatte er einmal einen Spielgefährten auf die Wange geküsst, so, wie der Jüngling ihn geküsst hatte. Der Traum vom Mädchen auf dem Felsen wiederholte sich oft, auch wenn in Wirklichkeit gar nichts solches geschehen

war. Er fragte, ob es nicht in einem anderen Dasein passiert war. Manchmal hatte er ein Gefühl, wie wenn das Leben auf der Erde keinen richtigen Zusammenhang hätte und es weniger wirklich wäre, wie ein anderes Leben, das sich gleichzeitig an ihm vollzog, nur woanders. Er hatte das seltsame Gefühl, dass jemand, der nicht er selbst war, sein Leben träumte. Und doch glaubte er, das Mädchen im Traum zu erkennen. Sie war eine Spielgefährtin seiner Kindheit. Mit ihr zusammen kletterte er in den Bergen der Anden herum. Sie war wie ein Freund, der ihn begleitete, ihn beschützte, und sich darum bemühte, seine Bewunderung und sein Vertrauen zu gewinnen. Sie hatte grosse, dunkle Augen und ein bleiches Gesicht, und ihr Haar war wie nächtliches Wasser. Als sie vom Felsen fiel, schwebte es lange in der Luft.

«Immer vermischt sich die Liebe mit dem Tod», sagte er sich. «Ich habe das Mädchen nie vergessen können. Was mag aus ihr geworden sein? Liegt sie wirklich unten im Abgrund? Es ist wie eine Liebe, die starb, ehe ich geboren wurde. Wie wenn ich durch eine Liebe in die Welt kam, die noch vor mir war. Ihre Bilder kreisen in meinem Blut. Ich bin ein Gefangener dieses Mythos, der mir von sagenumwobenen Vorfahren überliefert wurde. Ich kann ihn nicht zurückweisen, denn das hiesse einen Auftrag zurückweisen, der aus den Tiefen kommt. Es ist wie ein Gedanke, der nach Ausdruck ringt, wie ein Engel, der mich um Zuflucht bittet. Wie könnte ich ihm die Tür verschliessen?»

Er stand wieder vor dem Haus der Freundin. Die Türe stand halb offen. Er hatte eine Vorahnung und ging schnell hinein.

Sie lag unbeweglich auf dem Bett und hatte Blut auf den Lippen und auf ihrem Nachthemd. Sie war sehr bleich und hatte einen ähnlichen Ausdruck wie das Mädchen, als es vom Felsen fiel.

Er beugte sich über seine Freundin, streichelte ihr Haar und küsste ihre Lippen. Sie schmeckten wie bitterer Honig, und er schluckte ein wenig von ihrem Blut.

Er brachte ein Handtuch und eine Schale mit Wasser. Dann wusch er ihr das Gesicht und die Hände.

Sie sagte mit schwacher Stimme:

«Wir sprachen viel gestern abend. Das hat mir nicht gut getan. Nun sind wir Geschwister geworden, denn du hast mein Blut getrunken. Du musst mir auch von deinem geben. Ehe es die Liebe zwischen Mann und Frau gab, gab es eine Liebe zwischen Kriegern, eine Bruderschaft durch den Austausch von Blut. Diejenigen, die ihr Blut ausgetauscht haben, können sich nur seelisch lieben, und sie sind für immer verbunden. Es ist merkwürdig zu verstehen, wie das Schicksal uns an den Händen führt, wie Schlafwandler, die ihren Weg nicht selbst finden ... Ich bin voller Blut. Meine Brust und meine Arme sind verschmiert. Willst du mich baden? Ich kann es nicht selbst.»

Er hob die Frau auf seine Arme. Ihr Kopf lehnte an seine Schulter, und ihr Haar fiel über seine Brust.

Er trug sie vorsichtig ins Badezimmer und stellte sie dort vor dem Spiegel auf die Füsse. Dann zog er ihr das Nachthemd aus. Sie betrachtete ihr nacktes Spiegelbild.

«Mit diesem Körper könnte ich nicht mehr lieben. Doch wird der sichtbare Körper jedesmal weniger notwendig sein. Die Liebe wird sich durch die anderen Körper vollziehen müssen.»

Sie hatte einen langen, schlanken Hals, gerade Schultern und straffe Brüste. Ihre Arme hingen in einem Ausdruck von Hilflosigkeit an ihren Seiten herab. Die Beine waren schlank, wie zwei Wege. Er sah kein Blut auf dem Körper. Merkwürdigerweise hatte sie es nur auf den Füssen und an den Handflächen, als wäre sie gekreuzigt worden.

Er konnte sich nur schwer dazu bewegen, ihren Körper wieder in seine Arme zu nehmen. Dann liess er sie vorsichtig ins Bad gleiten.

Er fing an, seine Freundin zu waschen. Sie schaute ihn mit ihrem sonderbaren Blick an.

«Hier!» sagte sie. Sie deutete auf ihre Seite, in Brusthöhe.

Ein weisser Strich schien dort hindurchzugehen, wie eine Speerwunde.

Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf:

«Zieh dich aus, komm zu mir ins Bad.»

Sie hielten sich die Hände und lagen unbeweglich im Wasser.

«Wenn ich sterbe, wirst du mich in deinem Inneren tragen; ich werde du sein, in dir leben. Du wirst mit mir im Grabe vergehen. Deine Seele werde ich sein, deine Seele wird mein Gesicht und meinen Körper haben. Das ist, was dein Meister dir nicht enthüllt hat. Deine Seele hat noch kein Gesicht. Sie wird meines tragen. So wird sie zu jemand; sie wird ich. Ich gebe ihr meine Ewigkeit. Deine Seele kann sich dann mit sich selbst vermählen. Die Hochzeit wird im Morgenstern gefeiert. Während die Nacht vergeht und sich das Schicksal erfüllt, wollen wir von der Liebe sprechen. Die Blume der Liebe ist dabei für immer zu sterben; die neuen Geschlechter werden sie nicht kennen. Man hat ihr ihr Geheimnis geraubt, ihre Scham, ihre göttliche Schüchternheit ... Du hast mein Blut getrunken, und wir sind jetzt zwei Geschwister. Meine Gestalt geht schon in dein Blut über. Es geschieht alles das, was es auf Erden nur einmal und nie wieder gibt ... *Wenn Gott will, werde ich dich noch mehr lieben, wenn ich tot bin ...»*

«Ich glaube, ich habe schon einmal so geliebt», sagte er. «Es war eine Priesterin oder eine Frau, die in einem Berge schlief. Warst du es? Wiederholt sich alles ewig? Ist dies die Wiederverkörperung? Werden wir uns immer wieder begegnen, ohne Erinnerung, ohne Zeit?»

«Nichts war zuvor, und nichts wird wieder sein. Einmal und nie wieder. Das Jetzt ist entscheidend, im Kern, im Mittelpunkt der Dinge ... Wenn ich gegangen sein werde, wird dir jemand, der ebenfalls durch dein Blut läuft, ohne Worte zeigen, was die Wiedergeburt ist und was du durch sie erreichen kannst. Weisst du nicht, dass die Naht der Geschichten beim Erzähler zusammenläuft? Es gibt nur den Engel der Liebe. Den Gott der Liebe. Durch ihn leben

und sterben wir. Nur in ihm werden wir ewig sein, indem wir uns der Enthüllung seiner Vorhaben zur Verfügung stellen, die er selbst nicht kennt, weil sie nur durch uns sichtbar werden ... Dieser Gott ist der Morgenstern, der Stern von Elella. Lass uns darüber nachsinnen ...»

Morgengrauen. Durch ein Fensterchen hoch oben sah man den Morgenstern. Sein entferntes Licht fiel herein.

«Lass uns beten», sagte sie. «Ich lehre dich sein Gebet, so dass du es sagen kannst, wenn ich nicht mehr sein werde. Sag es mit Hingabe. Ich werde in seinem Licht erscheinen ...»

Er bekam einen Brief:

«Es ist sehr spät. Ich kann nicht schlafen. Ich gehe fort und nehme Abschied. Lass meine Hand nicht los. Ich verlasse mich auf dich, dass du mir helfen wirst und mich nicht ganz sterben lässt. Rette mich. Lass mich in dich übergehen, statt ins Nichts. Ich sehe ein, dass man das Schicksal nicht mehr umgestalten kann, denn die Sagen vom Weg unserer Wahl sind unveränderlich. Ich werde sterben müssen, damit du leben kannst. Damit Er lebt, damit die Liebe Nahrung findet. Was würde wohl geschehen, wenn ich weiterleben würde? Eine weitere Liebe, die im Laufe der Zeit zerstört wird und in Gleichgültigkeit übergeht. Das Gesetz der Erde würde in mir die verschlingende Mutter hervorbringen. So würde sich die Voraussage des Meisters erfüllen. Aber das will Er nicht. Das lässt Er nicht zu. Ich fühle, dass es das Schicksal der Geliebten ist, auf die Ewigkeit zu verzichten, um sie dem Geliebten zu geben. Ich schenke dir meine Ewigkeit. So werde ich Teil deiner Seele und gebe ihr mein Gesicht. So werde ich ewig jung bleiben. Und wenn du stirbst, gehst du in deiner Seele auf, in mir ... Verheirate dich mit mir im Innern ... Falls du scheiterst, falls du es nicht fertigbringst, war alles umsonst. Und der Engel der Liebe wird sein Gesicht nie kennenlernen ... Ich bin sehr müde. Komm mich morgen besuchen. Wir müssen noch eine wichtige Handlung vollziehen.»

In ihrem langen, weissen Nachthemd, das nur ihre nackten Füsse unbedeckt liess, und mit ihrer silbernen Spange im Haar, sass sie in der Mitte des Zimmers. Neben ihr stand eine rötliche Holzfigur, die einen Mann in natürlicher Grösse darstellte, der an den Seiten zusammengefaltete Flügel trug. Auf dem Bett lag ein Herz, das ebenfalls Flügel hatte, aus dem gleichen rötlichen Material.

«Leg dich in mein Bett, nimm meinen Platz ein. Lass meine Schwingungen in dich eindringen. Schlaf ein. Dieses geflügelte Herz ist unseres – es ist Mann und Frau. Es fliegt. Es kennt den Heimweg zurück zum Stern.»

Er lag mit geschlossenen Augen auf dem Bett und spürte, wie sie sanft mit ihren Händen über seine Stirn strich. Während er am Einschlafen war, hörte er, wie sie sagte:

«Die Liebe besteht nicht aus zwei, sondern aus vier ... Eins, zwei, drei ... Zuerst lieben wir mit dem sichtbaren Körper; der Mann, der du bist, liebt die Frau, die ich bin. Dann sucht die Frau in deiner Seele den Mann in meiner. In dieser Liebe, die nach aussen unfruchtbar ist, schwängert meine Seele deine, und du gebärst den Sohn der Ewigkeit, ein Wesen mit Flügeln, ein geflügeltes Herz ... Eins, zwei, drei, vier ... Wo ist die Fünf? Die Fünf ist unser Sohn, der Mann mit den Flügeln, der Vogelmensch. Er ist auch der Sohn des Todes ... Eins, zwei, drei ...»

Während er sie zählen hörte, jedes Mal weiter weg, schien ihm, als würde sie wachsen und sich in Licht hüllen. Auf einmal flammte das Licht blitzartig auf. Die Frau lehnte sich über das Bett mit einem Dolch in der Hand. Sie stiess ihn ihm in die Brust und nahm sein Herz hinaus. An seine Stelle legte sie das geflügelte Herz.

Ihre Augen schienen immer mehr wie aus einer anderen Welt. Eines Nachts rief sie ihn an ihre Seite:

«Weisst du, dass wenn ein Metall ins Feuer gegeben wird, es einen wesentlichen Stoff verliert? Deshalb muss das Feuer kalt sein. Das eisige Feuer des Todes ...»

Später hörte er ein Geräusch im Schlafzimmer, wie wenn jemand eine Türe öffnete und barfuss hinausginge. Sie sass aufrecht auf dem Bett mit ausgestreckten Armen und überweit geöffneten Augen, den Blick in eine Ecke des Zimmers gerichtet.

So fiel sie vom Felsen ...

Man senkte den Körper in das Grab. Der Mann entfernte sich auf dem Fussweg. Auf einmal meinte er eine Stimme zu hören, die zu ihm sagte: «Geh nicht weg, lass mich nicht allein.» Er ging zum Grab zurück und blieb in der Mittagssonne an dessen Rande stehen. Er spürte einen Strom aus dem Boden steigen, der sanft in seinen Körper eindrang. Er blieb lange und unbeweglich dort stehen und liess sich gedankenleer von dieser Kraft ergreifen, bis sie langsam ausklang. Vielleicht war es der Geist des Blutes oder eine restliche Lebenskraft, die sie ihm so einflösste. Er verstand, dass dies die Hochzeit war, die Vermählung am Rande des Grabes.

Jahrelang durchstreifte der Mann den südlichen Bereich. Er suchte nach der verzauberten Stadt in den Anden. Zuerst liess er sich von dem Strom ergreifen, der zu den Grenzen führt, nach unten, immer weiter nach unten, auf den Pol zu. Dort suchte er die «weisse Insel im Himmel», von der die Magier der Selknams in Feuerland erzählen. Sie glauben, dass man diese Stadt nur mit dem unsichtbaren Körper betreten kann, den sie Huaiyuhuen nennen. In der Antarktis suchte er die Oase des warmen Wassers, die im Eis sein soll und nach der weissen Sonne, dem kalten Feuer, das einmal am Nordpol war und heute am Südpol ist.

Und eines Tages entschloss er sich den ganzen Weg langsam zurückzuverfolgen. Das Pferd mit dem Stern auf der Stirne ging mit schweren Schritten. Er stellte sich vor, seine Freundin wäre bei ihm. Und er sagte zu ihr:

«Wir werden uns nicht entmutigen lassen. Die Stadt wird schon irgendwo auftauchen. Jemand wird uns den Weg zeigen. Vielleicht der Einsiedler.»

Ja, der Einsiedler! Warum hatte er nicht schon früher an ihn gedacht?

Er durchquerte den Wald und fand wieder die Öffnung in der Bergwand. Er ging bis zur Hinterwand der Höhle, wo vorgeschichtliche Menschen Zeichen und Bilder in den Felsen geritzt hatten. Er fing an, die Felswand mit den Händen zu säubern.

«Hier müsste das Gesicht sein», sagte er sich, «hier war es doch zu einer anderen Zeit.»

Als er aus der Höhle stieg, stolperte er über einen Knochenhaufen. Es war das Skelett eines Mylodons.

Draussen wartete ein Arauca-Schamane auf ihn. Seine Zunge war gespalten, und er hatte Mühe zu sprechen. Der Mann fragte ihn nach dem Einsiedler.

«Welcher Einsiedler? Ich habe dich schon früher einmal hier gesehen, aber du warst allein. Dieses Mal kommst du in Begleitung. Wer ist diese Frau auf dem Pferd? Ich glaube, du bist Witranalwe, derjenige, dessen Pferd immer grösser wird.»

«Wo ist der Einsiedler, der in dieser Höhle wohnte? Er war ein Weisser – ein Acahuinca, wie ihr sagt.»

«Hier hat nie ein Einsiedler gelebt. Aber ich erinnere mich, dass ich dich mit der Luft sprechen sah, vielleicht mit dem Geist des Mylodons. Ist vielleicht Anchimallen in deinen Körper gedrungen, die Zwergin mit dem leuchtenden Mund? Du könntest auch Imbunche sein, denn ich sah dich rückwärts gehen, und deine Füsse waren verkehrt.»

Er verliess den Indianer und befand sich wieder inmitten des alten Waldes, wo er längs verworrenen Pfaden suchte. Die hohen Bäume liessen nur ein schwaches Licht durch, dessen Strahlen sich wie die Finger einer Hand über dem Grün des Farns und dem Rot und Weiss der Copihues öffnete. Der Duft von Tannen, Buchen, Lärchen und wilden Eukalyptusbäumen berauschte ihn. Er stieg von seinem Ross und setzte sich auf die Blätter, die auf dem Boden lagen. Irgendwo hackte ein Specht Löcher in eine Baumrinde. Vor ihm lag ein riesiger, umgestürzter Baum

über einem ausgetrockneten Fluss, der wie eine Brücke das eine Ufer mit dem anderen verband. So sass er nachdenklich da, bis er ein Mädchen von nicht mehr als acht Jahren auf sich zukommen sah, das eine Schürze mit himmelblauen Tupfen trug.

Das Mädchen überquerte den Fluss auf dem Riesenbaumstamm und blieb bei ihm stehen. Es schaute ihn auf eine Weise an, die er wiedererkannte.

«Ich kam, um dich zu treffen, vom anderen Ufer her. Du musst in eine andere Richtung gehen. Suche weiter.»

Am frühen Nachmittag kam der Mann zu einem von hohen Felsen umgebenen See. Dort ging mit sanftem Plätschern ein Wasserfall nieder. Er zog sich aus und stieg ins Wasser. Die Tote schwamm jetzt neben ihm. Sie näherten sich dem Wasserfall. Dort war es halbdunkel, und das Wasser bewegte sich in grossen, dunkelgrünen Kreisen. Er liess sich von den kreisförmigen Wellen treiben und fand sich in einer Höhle in einem Felsen wieder, der farnüberwachsen und von Sonnenfingern beleuchtet ins Wasser abfiel. Von der Decke hingen Tropfsteine herab. Er hielt sich an einem von ihnen fest, denn weiter hinten war es dunkel. Auf einem Vorsprung der Höhlenwand war eine rote Copihue angetrieben. «Das ist ein Zeichen», dachte er. Und er getraute sich nicht, sie anzurühren. Er drehte sich um und schaute nach der Verstorbenen, aber er fand sie nicht. «Vielleicht ist sie ins Dunkle der Höhle weitergeschwommen», sagte er sich, «oder sie wurde vom Gegenstrom hinausgetragen.»

Er schwamm aus der Höhle hinaus und suchte beim Wasserfall. Er fürchtete, sie könne von den Wirbeln auf den Boden des Sees gezogen und ertrunken sein.

Er stieg ans Ufer hinauf und zog sich an. Ein Zweifel quälte ihn: Wäre er tiefer in die Höhle gedrungen, vom Strom geführt, hätte er vielleicht hinter der Dunkelheit wieder Licht gefunden, ein neues und anderes Licht. Vielleicht wäre die Stadt dort.

So fand er sich eines Tages vor dem Haus seiner Vorfahren wieder. Früher hatten einmal grosse Landgebiete dazugehört. Die Mauern waren jahrhundertealt, und die dazugehörigen, unterirdischen Gänge waren nie durchforscht worden, wenigstens nicht in unserer Zeit. Dort unten waren die Stützsäulen mit bereits verfaultem Tau verankert. Es gab auch Ketten und Gebeine. Man glaubte, dass diese unterirdischen Gänge bis zu den Anden führen würden und auch bis zum Marktplatz der Stadt.

Er ging durch die alte Pforte, durch Dielen und Innenhöfe, die immer älter waren, je weiter er nach Osten kam. Er traf sehr altes Hausgesinde an, über hundert Jahre alt, das auf zerschlissenen Stühlen in der Sonne sass, in efeuüberwachsenen Mauernischen. Sie durften bleiben und dort weiterleben, denn sie gehörten genauso zum Haus, wie die Möbel und die Gemälde in den Zimmern.

Der Mann bat um Unterkunft. Man gab ihm ein Zimmer nahe bei den Gängen des oberen Stockwerks, an einem der alten Innenhöfe. Im Zimmer stand ein Tisch mit einem Armleuchter, ein grosser Schrank, ein Stuhl mit hoher Rückenlehne und ein schmales Himmelbett. An der Wand hing das Bild eines Vorfahren. Auf dem Tisch lag ein altes, in Leder gebundenes Buch mit rostigem Verschluss.

Er legte sich auf das Bett und blieb so tagelang unbeweglich liegen, den Blick starr auf den mottenzerfressenen Samt der Vorhänge gerichtet. Manchmal schlief er. Niemand kam, ihn zu besuchen, niemand brachte ihm zu essen. In seinen Träumen sah er sich auf einem Felsen, wo er kämpfte um das herabfallende Mädchen zu retten. Er verblieb nun ruhig dabei und betrachtete das Gesicht des Mädchens aufmerksam, um sie zu erkennen und ihre Gefühle mitzubekommen. Er entdeckte, dass das Mädchen nicht litt, sondern dass ein Lächeln von Mitschuld auf ihrem Gesicht lag, das sich zu einer Grimasse machtloser Wut steigerte. Das Gesicht zerbrach in Stücke. Es kam nicht wieder.

Er stieg vom Bett auf, das Schwert in der Hand, und

setzte sich auf den Stuhl mit der hohen Rückenlehne, den Blick auf das Bild gerichtet. Er stellte alles Denken ein.

Wellen stiegen aus dem Fussboden, bis sie das Zimmer füllten. Vor seinen Augen bildete sich ein rundes Rohr, das anfing, sich zu drehen. Am anderen Ende des Rohrs erschien ein blaues Licht. Eine winzige Gestalt näherte sich in dessen Innern. Die Gestalt blieb stehen, das Licht erlosch und das Rohr verschwand. Neben ihm stand sein Vorfahr. Er trug ein priesterliches Gewand. Ein Schweissausbruch, ein Ziehen an den Wurzeln der Gefühle; er erkannte sich in diesen Händen mit den hervorstehenden Adern und in der ganzen Erscheinung dieser Person wieder. Der Geist seiner Sippe ergriff ihn, eine männliche Zärtlichkeit seiner Familie gegenüber. Doch entdeckte er auch einige wie entliehene Züge im Gesicht, die ihn an jemanden aus einem anderen Land erinnerten.

Der Vorfahr betrachtete des längern sein Gesicht. Dann öffnete er seinen alten Mund und sprach:

«Ja, ich kenne ihn gut – den feuchten Weg, den der Tränen.»

Der Mann fragte ihn:

«Vielleicht kannst du mir etwas erklären? Wie kommt es, dass ich in dir einen anderen sehe? Warum sehe ich immer wieder zwei in einem, manchmal gar drei? Ist das die Wiederverkörperung? Ich habe das Gefühl, dass das, was ich heute erlebe, schon in einer anderen Zeit und in einer anderen Gegend stattgefunden hat. Der einzelne Mensch wiederholt sich in einer ewigen Wiederkehr, die Geschichte vertieft sich und wird immer eindringlicher.»

«Über das, was du Wiederverkörperung nennst, werden wir später sprechen, auch wenn ich eigentlich gar nicht davon sprechen sollte.»

«Ich will dir erklären, wie ich die Wiederverkörperung verstehe», fuhr er fort. «Als ich etwa vier Jahre alt war, fing ich an, mich als Ich zu empfinden. Ich beobachtete die anderen Menschen und fragte mich, ob sich auch jeder andere als ein Ich empfindet, so wie ich es tat. Durch die

Jahre hindurch hat mich dieses Gefühl immer wieder beschäftigt, weil ich es eigenen Erfahrungen gegenüberstellen konnte. Und ich sagte mir: Falls das Ich mit dem Tod aufhört zu existieren, bedeutet das dann nicht, dass irgendwo und irgendwann ein anderer sich so als Ich empfinden wird, wie ich es tue ... Ich, ich ... Verstehst du? Und dieses Ich wäre ich selbst, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass sich ein anderer auf die gleiche Weise als Ich empfinden könnte, wie ich selbst. Und so wird es dich schon einmal gegeben haben, und die anderen auch, denke ich. Dieses Ich, als das sich irgendwann jemand wieder empfindet, irgendwo in der Welt, müsste ich selbst sein ... Das ist für mich die Wiederverkörperung. Ich verstehe, dass es ein unübertragbares Gefühl ist. Ich habe oft versucht, es zu erklären, doch ohne grossen Erfolg ...»

«Warum sollte dieses Ich nicht für immer verschwinden können?» wandte der Vorfahr ein. «Sich nie mehr wiederholen? Einmal und nie wieder. Dann würde sich niemand anders wieder wie du fühlen oder wie dein Ich. Dieses Ich würde einfach aufhören zu sein. Es würden andere sein, die dann kämen, so, wie auch die Verbleibenden es sind. Die Tatsache, dass ich mich jetzt hier befinde und mit dir spreche, beweist noch nichts. Ich errate deine Gedanken. Du glaubst nicht, dass damit das Überleben des Ichs bewiesen wäre, und auch nicht, dass irgendetwas jenseits des Todes bestehen bleibt. In dem, was Wiederverkörperung genannt wird, liegt nicht mehr, als auf dem Blutwege übertragen wird. Nur hier gibt es ein Überleben, nur hier gibt es Verwandlung und Wiedergeburt. In dem Masse, wie du dich bewusst mit dem Blut verbindest, wirst du eine unüberhörbare Melodie wahrnehmen, die in seinem Strom fliesst, eine Melodie, die mit dem Fortbestehen eines Geschlechts immer klarer wird und sich einem Höhepunkt nähert. Sie erhebt dich über das vergängliche Leben und das sterbliche Ich und lässt dich in einem Urbild jenes Geschlechts leben, das sich vielleicht bereits ausserhalb von Raum und Zeit befindet, in den Adern der Sternbilder.

Es gibt sozusagen eine Art von Wesenskern in der Wurzel des Blutes, aus dem um so klarere und trübere Ausdrücke hervortreten, je nachdem, welche Wachstumskraft und welche Bedeutung irgendein Vorgänger in die Erfüllung des Schicksals hineingelegt hat. Diese Zielsetzung, diese Melodie, wiederholt sich und strebt nach Verwirklichung, und du drückst sie mehr oder weniger aus – das ist es, was man als Wiederverkörperung verstanden hat. Auf diese Weise verkörpere ich mich wieder und überlebe in dir, denn wir haben beide oft diese unhörbare Melodie wahrgenommen ... Wie du siehst, gibt es die Wiedergeburt nicht für alle.»

«Willst du mir damit sagen, dass der Traum der ewigen Liebe der Klang ist, der unser Geschlecht ausdrücken soll, weil unser Leitgeist das so vorschreibt?»

«Unser jahrhundertealtes Geschlecht ist auf dem Weg zum Geheimen Westen. Wir tragen eine Erbschaft von dem Teil der Menschheit, der nicht von hier ist. Du bist der letzte, der zu diesem Haus kommt, und es könnte sein, dass auch du ein Ast bist, der wie die anderen vertrocknen wird. Am Ende eines Stammbaumes kann das Schicksal sich am besten erfüllen. In dir kehren wir alle wieder, liebend, trachtend, leidend. Du alleine kannst unser Grab öffnen und uns ans Tageslicht fordern. Glaube aber nicht, dass du der einzige bist. Ich habe auch so geliebt, wie zuvor mein Vater und mein Grossvater. Die Entsagung der körperlichen Liebe, die Suche nach der ewigen Liebe, die sich mit dem Todestrieb vermischt, ist Thema dieser Melodie, die uns nicht in Ruhe lässt. In unserem Blut liegt ein Weg der persönlichen Einweihung, der sich in den Jahrhunderten verliert. Unser Geschlecht hat die Aufgabe, diesen Weg zu finden und ihn zu erfüllen, ehe das nahende Ende kommt und dieses alte Haus deiner Vorfahren zu Staub zerfallen lässt.»

Die Erscheinung des Verwandten löste sich auf und verschwand. Es blieb nur noch sein Bild an der Wand, das ihm

nur teilweise ähnlich sah, denn die Toten gleichen den Lebenden wenig. Der Mann hatte Hunger.

Die Türe zum Zimmer öffnete sich, und wie ein Schatten trat jemand lautlos herein. Es war einer der alten Diener, der ein Tablett mit Speisen brachte.

«Der Herr des Hauses gebot mir, Ihnen etwas zu bringen. Zu Zeiten Seiner Hochwürden wurden mehr als sieben Gerichte serviert. Heute ist alles anders. Ich werde auch nicht mehr in klingenden, baren Goldmünzen bezahlt. Und doch bleibe ich hier, weil ich schon immer hier war. Ich kenne keinen anderen Ort als diesen, wo ich immer schon war.»

«Sag das nicht», wandte der Mann ein. «Du weisst doch genau, dass wir uns an anderen Orten begegnet sind. Ich brauche deine Speisen nicht, denn mein Hunger ist nicht körperlich. Führe mich wie früher, mein treuer Freund, dorthin, wo ich sie treffen kann!»

«Komm!» sagte der alte Mann.

Sie gingen durch die Gänge bis sie zu einem der Innenhöfe kamen, wo das Unkraut an den Mauern und den verfallenen Säulen hinaufwucherte. Die Abendsonne beleuchtete die Gitter und floss über die Schwellen. Nichts war hier symmetrisch.

Der alte Mann klatschte in die Hände. Aus den Wohnräumen traten Frauen in schwarzen Mänteln und mit verblichenen Choapinos.* Sie standen lachend herum und schlugen die Hände zusammen.

«Der Junge ist zurück», sagten sie. «Er kommt um mit uns zu spielen, wie früher.»

«Es sind die Yewulfes», erklärte der alte Mann. «Weisst du nicht mehr? Ich bin auch ein Yewulfe.»

«Was ist das?»

«Gehilfen, Gehilfen beim Spielen. Das weisst du doch!»

Sie schrien und hüpften im sterbenden Licht.

«Wir werden mit dem Jungen Blindekuh spielen. Verbinden wir ihm die Augen!»

* kleine Teppiche *(A.d.Ü.)*

Sie banden ihm die Binde vor die Augen und drehten ihn im Kreise herum, hemmungslos lachend.

Er bat sie, ihm die Binde abzunehmen.

«Nein; du musst uns erst sagen, was du suchst.»

«Wo ist sie, wo habt ihr sie mir versteckt?»

Sie nahmen ihm die Binde ab und liessen ihn in eins der Zimmer eintreten. Dort sassen andere Frauen an einem flammenden Feuer, mit Holzmasken vor den Gesichtern. Sie webten Chañuntukus. Eine von ihnen erklärte ihm:

«Wir weben ein Hochzeitskleid für deine Braut. Du wirst im Napitún heiraten und deine Braut entführen. Wir weben deine Seele. Die Seele muss gewebt werden, sie ist ein Chañuntuku, ein Choapino. Wie willst du ihn? Wähle die Farben aus.»

Eine andere zeigte ihm eine grosse Schere.

«Mit dieser Schere schneiden wir dir den Lebensfaden ab. Ich bin diejenige, die ihn abschneidet.»

Und sie lachte hinter ihrer Maske.

Ein Verdacht ergriff ihn. Er riss ihr die Maske weg. Er sah das Gesicht des Mädchens, das in den Abgrund fiel, lachend und Grimassen schneidend. Das Gesicht platzte mit einem Knall, und zurück blieb ein schwarzes Loch – ein Körper ohne Gesicht.

Der Verwandte kam wieder.

«Du hast schlecht daran getan, das Haus ohne meine Erlaubnis zu besuchen», warf er ihm vor. «Ich bin derjenige, der dich begleiten muss. Weisst du nicht, was dieses Haus ist, das Haus deiner Vorfahren? Soll ich es dir erklären? Es ist dein Körper. Jetzt befindest du dich hier, im Schlafzimmer.»

Der Verwandte stiess ihm mit seinem knochigen Finger in den Bauch. «Ehe du den Turm erklettern kannst, musst du erst in die Kellergewölbe hinuntersteigen. Eigentlich gibt es kein Oben und kein Unten; du darfst an beiden Enden aussteigen. Doch zuerst müssen wir den Grossen Vorfahren besuchen und seinen Segen bekommen.»

«Es interessiert mich, ehrlich gesagt, nichts, was nicht

mit ihr zu tun hat›», sagte er. «Ich flehe dich an, mir einen Hoffnungsschimmer zu geben! Wie kann ich sie finden? Ich habe ihren Geist verloren ...»
«Das ist der zweite Tod. *Interim mori.* Sie ist dabei, ein zweites Mal zu sterben, ihr feinstofflicher Leib beginnt sich aufzulösen. Würdest du sie jetzt sehen, so würdest du sie sicher nicht wiedererkennen. Sie wird noch lange eine Maske tragen, um dich nicht zu erschrecken.»
«Wie im Tibetanischen Totenbuch», sagte der Mann nachdenklich. «Sie geht von Auflösung zu Auflösung.»
«Mache dir nicht zu viel aus Büchern! Ich habe auch einige geschrieben. Dort auf dem Tisch habe ich eins liegen lassen. Es heisst ‹Das Recht der Natur›.»
Der Vorfahr nahm das Buch und öffnete es mit Unlust. Er fing an vorzulesen:
«‹Die wahre Liebe überlebt ihre Erfüllung nicht. Sie ist eine geheime Abmachung, eine Verbindung der Herzen auf geistiger Ebene. Die wahre Verbindung ist nur in den Träumen möglich ...› Mein Buch heisst ‹Das Recht der Natur›. Ich werde Dir etwas über diese begnadete Wissenschaft vorlesen: ‹Die Liebe hat nichts mit Sexualität zu tun, denn sie geht ihr voraus. Es gab sie schon vor der Bipolarisation der Arten. Es gibt primäre Lebewesen, Zwitter, die sich durch Zweiteilung vermehren und die einen anderen Zwitter aussuchen, um sich lieben zu können, indem sie die Geschlechtstrennung, die Bipolarisation, parodieren. Es ist die Sehnsucht nach Liebe, die die Spaltung des Zwitters, die Unterscheidung der Geschlechter, hervorbringt. Die Liebe hat die Sexualität erschaffen, nicht umgekehrt. Es spaltet sich der Hermaphrodit, um durch die Welt nach einer neuen Vereinigung zu trachten, um zurückzukehren und sich in ein androgynes Wesen verwandeln zu können, was etwas anderes ist, als der Hermaphrodit der Morgenröte.› Ebensowenig ist der Androgyne ein Engel, mein Sohn. Er ist mehr, und er ist weniger als das. Wenn du dich wieder mit deiner Geliebten vereinigst, wenn du sie heiratest, wirst du es besser verstehen ... Ach, die Bücher nützen uns nichts!»

Er blätterte durch die letzten Seiten, las sie aber nicht. Dann liess er das Buch geöffnet auf dem Tisch liegen und verschwand.

Mit Mühe, als würde er seinen Körper verlassen, erhob sich der Mann aus dem Stuhl. Er ging zum Tisch und zündete den Leuchter an. Auf den aufgeschlagenen Seiten las er eine Überschrift, die in einer archaischen Handschrift geschrieben war:

«Sutras. Aphorismen.»

«Oh, Göttin! Du bist das wahre Ich. Es gibt keinen Unterschied zwischen dir und mir ...»

«Der Wind, der aus dem Garten hinüberweht, wo meine Geliebte wohnt, bringt mir ihr ureigenes Wesen ...»

«Betrachte unsere Seele als ein Schloss, ganz aus Diamanten oder aus klarstem Kristall, mit vielen Räumen, Wohnungen – einige oben, andere unten, weitere an den Seiten. In der Mitte, im Zentrum von all dem, ist der wichtigste Raum, wo das geheime Geschehen zwischen dem Liebenden und der Seele stattfindet...»

«Dieses Schloss, dieser Lebensbaum, steht im beweglichen Wasser des Lebens ...»

«Nun lerne, wie wir dort eintreten können ... Du meinst vielleicht, ich rede Unsinn, denn wenn das Schloss die Seele ist, erscheint es klar, dass man dort nicht eintreten müsse, weil man sie ist; welche Torheit, jemandem zu sagen, er solle in einen Raum eintreten, in dem er schon ist ... Du musst verstehen, dass es einen Unterschied zwischen Sein und Sein gibt; dass viele Seelen sich ausserhalb des Schlosses befinden, wo diejenigen sind, die es hüten, und nichts davon halten, dort einzutreten. Sie wissen nicht, was für einen kostbaren Ort es dort gibt, nicht was dort ist, nicht einmal, was es darin für Zimmer gibt ...»

«Und solltest du nicht wissen,
wo du mich finden kannst,
geh nur nicht hin und her.
Falls du mich finden willst,
du suchen sollst in dir.
Denn du bist mein Zimmer,
mein Haus und meine Wohnung ...

Ich gab alles von mir,
ein solches Glück hat mich verwandelt,
wie mein Geliebter es für mich ist
und ich es bin für ihn ...»

«... Sie sind wie Voraussagen und Botschaften der bevorstehenden Nacht des Geistes, obwohl sie nicht dauerhaft sind, so wie die wartende Nacht ... Denn es ist der Zweifel, den hier die Seele dunkle Nacht nennt ...»

«Diese dunkle Nacht des Liebesfeuers wird durch das Dunkel gereinigt, so wie im Dunkeln die Seele in Brand gesetzt wird ...»

«Ziehe weiter, toter Nordwind,
ich beschwöre dich:
Berühre nicht die Mauer,
damit meine Braut sicher schläft ...»

Es folgten andere Abschnitte und Unterabschnitte:

«Im Reiche jenseits der Dinge.»

«Der Tod»

«Der Krieger soll dem Tod das Gesicht seiner Geliebten geben. So wird die feurige Weiblichkeit des Todes hervorgerufen.»

«Der Kuss»

«Der Kuss war ein neuer Erlass und sollte den Einschnitt und das Blutsaugen ersetzen. Dadurch vermischen sich die Atemhauche. Aber, so wie es dem Gott Quetzalcoatl nicht gelang, die Blutopfer der Azteken durch Blumengaben zu ersetzen, wurde mit dem Kuss auch nicht das erreicht, was eigentlich beabsichtigt war. Aus ihm wurde eine sinnliche Berührung. Der Kuss sollte eine erste Stufe sein, der erste Schritt auf dem Weg zum verlorenen Heim, zur Stadt des Ewigen Lebens ...»

«Der Blick»

«Die Verzückung ist Ausdruck der Vereinigung von Männlichkeit und Weiblichkeit im Menschen. Die Freude der Verzückung wird dem Herz durch den Blick übertragen ...»

Er übersprang mehrere Seiten und stiess auf das Folgende:

«Der Wein der Familie»

«Im fünften Buch von Weindenfeld, das wir alleine kennen, wird die Herstellung vom Geist des Geheimen Weines erklärt. Diese ist sonst nirgends beschrieben worden. Dies ist der Spiritus mercurii universalis, *das Menstruum der Traube, das lösende Wasser, das Feuerwasser. In unserer Familie ist man der Meinung, dass das trinkbare Gold, der Stein, der* Filium aureo *nicht wirklich hergestellt werden kann, wenn man nicht erst den Geist des Geheimen Weines hat. Hier folgt die Rezeptur: Man nehme etwas Weisswein und etwas Rotwein und vermische davon gleiche Teile. Man wärme die Mischung in einem Marienbad bei gleichmässiger Hitze. Früher nannte man das Marienbad Maya; es ist auch der Monat Mai, das Fest des Mai, oder der Mayas ... Man lasse den Wein so lange sieden, bis eine ölige Schicht am Boden des Gefässes entsteht; das ist das* Putrefactio, *das*

Menstruum vegetale. *Man warte, bis dieses an die Oberfläche steigt, und bete unaufhörlich dabei. Danach öffne man den Zapfen des hermetischen Gefässes und atme den Dampf ein. Gibt die so gewonnene Flüssigkeit einen feinen Duft ab, der gleichwohl durchdringend ist, hat man den Geist des Weines erhalten. Man trinke ihn rasch, bevor er verdunstet. Das* Vas hermeticum *wird wieder verschlossen und man siede weiter, bis das Öl erhärtet und zu Metall wird, der Samen des Goldes, das trinkbare Gold. Das ist die fünfte Essenz. Diese* Materia prima *gibt es in keinem der drei Bereiche der Natur, sondern sie muss erst erzeugt werden. Es ist gut möglich, dass sie durch einen weissen Vogel aus den Höhen gebracht wird. Es ist die Kocharbeit, die ihn dazu zwingt, vom Himmel herabzusteigen. Es gibt zwei Wege für die Herstellung des Steines. Der eine ist schneller, aber verwendet nicht die* Distillatio *vom Geist des Geheimen Weines und wird deshalb der Trockene Weg genannt. Auch deshalb, weil du dafür nicht die Hilfe einer Frau an deiner Seite brauchst, in deinem Laboratorium. Wir wissen nicht, ob damit die gleichen Ergebnisse erreicht werden, aber unsere Familie hat denjenigen Weg gewählt, der durch den Wein geht und der Feuchte Weg genannt wird, denn man kann ihn nicht ohne die Begleitung einer Frau gehen, die Tränen vergiesst und vergiessen muss. In Wirklichkeit ist sie es, die den Wein erzeugt. Und doch musst du, um den Stein, das Gold, den Sohn hervorzubringen, wieder alleine sein, furchtbar alleine, mehr alleine als sonst jemand, mehr alleine als einer, der den Trockenen Weg gewählt hat, denn* du hast das Alleinsein gewählt ... *Der Pfad des Weines ist der schwierigste Weg; er ist länger und voller Gefahren. Deshalb meinen wir, dass er der edlere und vollständigere Weg ist. Darum hat unsere Familie diesen Weg gewählt. Es ist uns nicht erlaubt, den Namen desjenigen zu nennen, der ihn als erster von uns ging; es ist aber eine Familientradition, dass das erste Glas ihm zu Ehren getrunken wird...»*

Es folgten einige unlesbare Zeilen, und auch einige, die

mit Tinte überstrichen worden waren. Diese konnte er nicht entziffern. Deshalb schlug er die vorletzte Seite auf und las:

«Ich sage dir, dass mein Herz wie durch einen Dolch geöffnet wurde, und du bist dort eingetreten. Dann hat sich meine Brust wieder geschlossen. Deshalb hast du keinen anderen Begleiter bis an den Tag der Auferstehung und des Jüngsten Gerichts, denn du wirst mein ganzes Leben und meinen ganzen Tod mit mir teilen. Denn wenn ich sterbe, wohnst du im Innersten meines Herzens, in den finsteren Tiefen des Grabes ...»

Der Vorfahr erschien wieder. Er hielt einen Armleuchter in der linken Hand und trug das Gewand seiner hohen Würde.

«Komm mit mir», sagte er, «ich muss dir unseren Rebberg und die Kellereien zeigen, wo wir seit dreihundert Jahren Wein herstellen. Das war immer der Beruf unserer Familie.»

Sie gingen durch das leere Haus und auf die Felder hinaus, wo die Arbeiter die Weintrauben ernteten und barfuss auf ihnen herumtanzten, indem sie in sich steigerndem Takt Lieder sangen. Der Saft lief hinunter, wie ein schneller Fluss. Unter Sonnendächern versammelten sich die Familienangehörigen, um am Winzerfest teilzunehmen. Alt und jung schwiegen und warteten. Bei der Ankunft des Ahnen standen sie auf und verbeugten sich. Er ging hin und begrüsste jeden einzeln. Sie schauten ihn verwundert an, ohne ihn zu erkennen.

«Sei unbesorgt», sagte der Vorfahr. «Die meisten wissen nicht, worum es hier geht. Lass uns nun zu den Kellereien gehen.»

Sie waren wieder alleine. Der Vorfahr zeigte die Weinfässer, die eingebrannte Zahlen aufwiesen. Je weiter sie gingen, um so kleiner wurden die Fässer.

«Dieser Wein hier ist für die Familie. Hier bewahren wir den Geist des Geheimen Weines auf. Im Familienbuch,

das ich dir im Zimmer liess, konntest du lesen, dass wir als einzige wissen, wie er hergestellt wird, weil wir in den Besitz des Fünften Buches von Weindenfeld gekommen sind. Keiner ausser uns wusste, dass er ein fünftes Buch schrieb, ein so vielversprechendes und langerwartetes Buch ... Dieses Fass, das noch keine Nummer trägt, ist für dich vorgesehen. Ich werde sie selbst einbrennen, wenn ich deinen richtigen Namen weiss.»

Die Kellereien waren zugleich der Beginn der unterirdischen Gänge. Der Vorfahr wechselte sein Kleid und ergriff sein Schwert.

«Nimm auch deins mit, denn du wirst es brauchen», erklärte er.

Der Fussboden war uneben. Ein modriger und feuchter Geruch lag über allem. Ab und zu fiel das schwache Kerzenlicht auf rostige Glieder zerfallener Ketten.

«Wir werden den Grossen Vorfahren besuchen.»

Sie gingen lange durch die Dunkelheit.

«Wie findest du hier den Weg?» fragte der Mann.

«Ich finde ihn nicht, ich verliere ihn ... Ich weiss nicht mehr, wo wir sind. Gar wenig habe ich diese unterirdischen Gänge in ihrem ganzen Ausmass durchsucht. Nur, wer auf dieser Welt hat das schon?»

Man hörte ein Jammern, später war es wie ein Gebrüll.

Es lief dem Mann kalt den Rücken herab. Der Vorfahr beruhigte ihn und nahm seinen Arm.

«Dasselbe fühlte auch ich das erste Mal, als ich in diesen so finsteren Ort herabstieg. Nimm dein Schwert fest in die Hand. Wir sind angekommen.»

Er richtete das Licht des Leuchters auf das Ende der Mauer. Unten an einer Säule tauchten die Umrisse eines buckligen Wesens auf, das dort angekettet war. Das Gesicht trug Spuren aller Demütigungen und Leiden, aller Verbrechen. Gleichwohl strahlte dieses Gesicht die Heiligkeit eines lebenden Wesens aus. In seinen Zügen vermischten sich die Rassen der Erde, das Säugetier mit dem Fisch, die Pflanze mit dem Stein.

«Dies ist der Grosse Vorfahre. Bitte ihn um seinen Segen und seine Vergebung. Verbeuge dich vor ihm und küsse seine Wunden.»

«Niemals!» antwortete der Mann, «aber ich werde ihn befreien. Dafür bin ich gekommen.»

Mit einem Hieb seines Schwertes trennte er die Ketten des Grossen Vorfahren durch, des Königs der Sklaven von Atlantis.

Der Grosse Vorfahre trat in das Zimmer. Er trug noch Spuren der Ketten und der niederträchtigen Folterungen und stank sehr.

«Ich komme, um dir zu danken. Ich werde meine Erkenntlichkeit auf die gleiche Weise zeigen: ich trenne deine Ketten durch, ich befreie dich von den Fesseln, die dich an den Traum binden. Ich bringe den Familienstammbaum. Einer deiner Urgrossväter hiess Sonntag, ein anderer Samstag. Du heisst Freitag, denn dieser Tag ist der deines Sternes. Am Schluss des Baumes wächst ein neuer Zweig, der der letzte sein wird, da er unfruchtbar ist. Ich muss dir sagen, dass dieser Familie der Geist eines grenzenlosen Hochmuts innewohnt, der Zuflucht im Unwirklichen sucht. Der Vorfahr des Bildes, die anderen Vorfahren, alle waren sie unfähig, ihren Nächsten in Fleisch und Blut zu lieben. Sie verehrten das, was es nicht gibt, und glaubten so, ihren übermässigen Hochmut rechtfertigen zu können. Auch du, der du unfähig bist, eine wirkliche Frau zu lieben, liebst eine Tote; gibst dich einer Toten hin, weil du weisst, dass es sie nicht gibt, weil du weisst, dass sie für immer verschwunden ist. Wie deine Vorfahren, liebst du niemanden, ausser dich selbst ...»

Er spürte, wie ein Speer seine Brust durchdrang. Ohne sich bewegen oder antworten zu können, schloss er die Augen. Mit grosser Mühe bewegte er seine versteinerten Lippen:

«Warum hast du mich verlassen?»

«Ich liebte sie mit meinem ganzen Wesen. Ich liebte sie mit einer Liebe, die mehr als Liebe ist. Ich trug sie durch die Welt und gab ihr meine Augen, damit sie sähe, meine Sinne, damit sie empfinde. Wenn ich sonst niemanden mehr lieben konnte, ist es, weil sie mich kalt zurückliess. Denn ich bin sie.»

Er hob an, das Gebet zum Morgenstern zu sprechen, als er eine Stimme hörte:

«Noch nicht. Ich bin noch im Grabe.»

Später sagte der Verwandte zu ihm:

«Es ist dunkle Nacht. Der Zerfall des Einen ist die Reinigung des Anderen, *Corruptio unius generatio est alterius ...»*

Was auf diese Geschichte folgt, bleibt besser in Schweigen gehüllt. Dem Negrido folgt das Albedo. Albania, das Weisse Land, der Aufstieg zu göttlichen Gipfeln und das Finden der Oase, die im Eise liegt. Vielleicht kommt auch sie wieder und führt ihn entlang den halbdunklen Gängen, wie sie es früher tat, bis sie ihn an der Mauer jener Stadt verlässt, in die sie nicht eintritt.

Der Mann betrachtet sich in einem Spiegel. Und auf dessen rauchiger Oberfläche entdeckt er, dass sein Blick der ihre ist, weil jetzt *er sich von ihr aus sieht.*

«Du bist ich!» ruft er aus.

Sein Freudenschrei löst das Erdbeben aus. Und als das Gebirge einstürzt, entsteigt aus dem Ozean an den südlichen Küsten der Welt das alte Land des Androgynen, Elella.







3 85914 311 5 - 980